Biogr.
1238
a

Biogr. Sing. 1238a
Weikard

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36602373710012

<36602373710012

Bayer. Staatsbibliothek

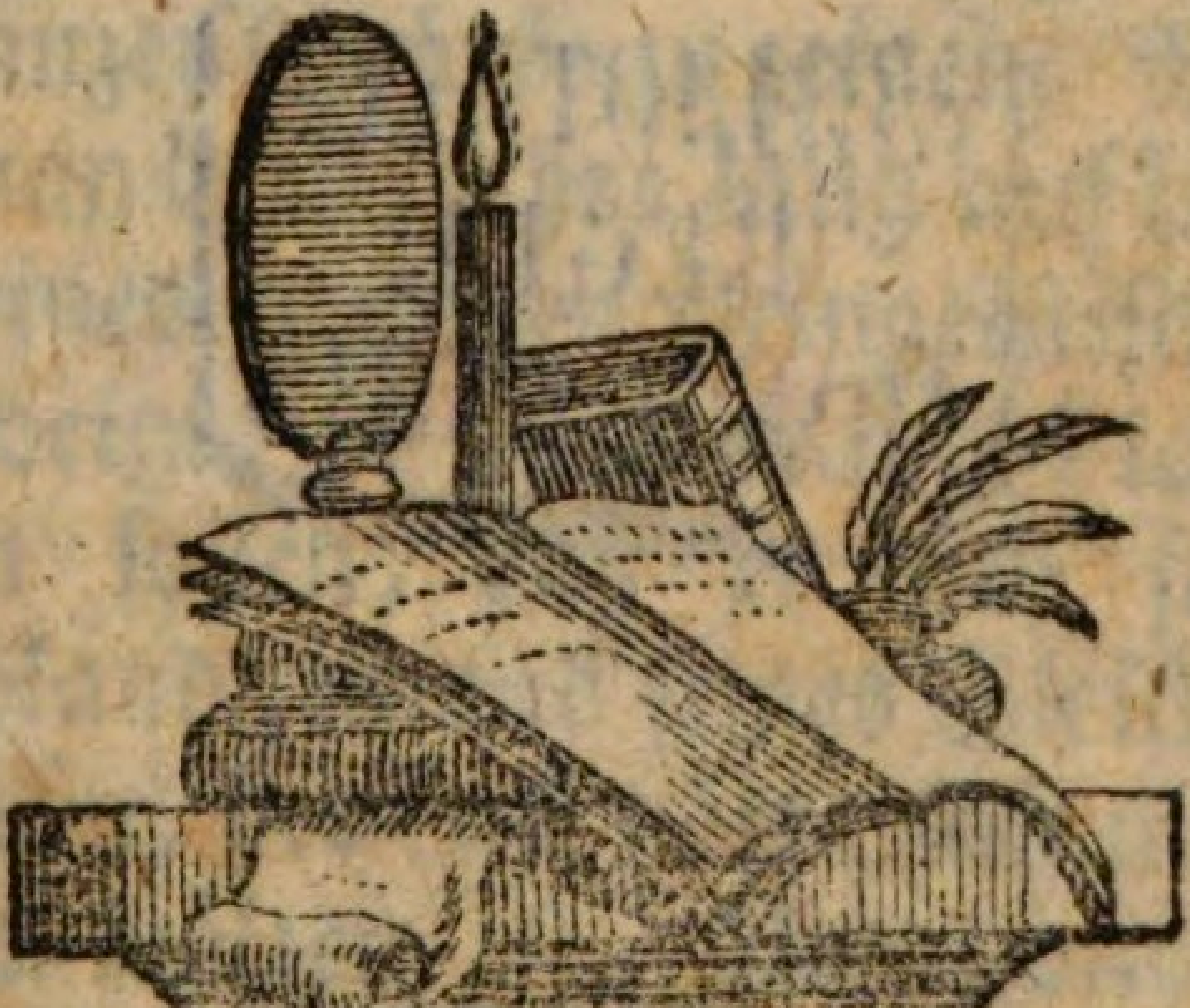
Biographie

des

Doktor M. A. Weikard

von

Ihm selber herausgegeben.



Zweyte vermehrte Auflage.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai, 1787.

366. J.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es erscheint also hier noch die zweyte Auflage einer Biographie, welche bey ihrem ersten Entstehen schon Gutes und Böses erlebet hat. Manche waren noch nicht daran gewöhnet, daß sich ein Schriftsteller bey seiner eigenen Geschichte so ganz im negligé präsentiren sollte. Auch Prof. Gruner hatte da wieder Gelegenheit, sich in seiner ganzen Stärke zu zeigen. Mich dünkt, wenn man drey Jahre lang auf Ungezogenheiten eines neidigen kleingeistischen Mannes schweigt, so hätte er wohl lang daraus schliessen sollen, daß er sich sonstwo in Deutschland jemand seines Gleichen aussuchen müßte, der Lust hätte, sich mit ihm im Kothe zu wälzen. *) Uebrigens versichere ich, und die Erfahrung zeigt es, daß mir seine Verläumdungen eben so wenig, als jene einiger hiesigen schwachen Köpfe geschadet haben. Wenn sie auch hier und da sollten Eindruck gemacht haben, so war es etwa just der Fall, wo mir gar nichts dran

*) Si respondeo aut taceo commaculor vtrinque. Rationes non intelligit.

Linnaeus de Siegesberkio.

gelegen war. Denn allen Menschen gefallen zu wollen, ist noch nie meine Sache gewesen. Und findet man nicht bey manchen alles so durch einander gelobt und protegirt, daß es beynahe Demüthigung ist, unter der Zahl der Gelobten oder Protegirten zu stehen. Also seye es Friede mit allen die mich lieben, und nicht lieben, sogar mit jenen, deren Glückseligkeit darin besteht, zu calumniren, und caballiren. Es hat ja doch jede Sache ihr Gutes und Schlimmes. Wenn nun endlich Männer von Menschenverstand mich kennen lernen, und hernach sagen, der Mann gefällt mir, man hatte mir ganz andere Begriffe von ihm gemacht, so ist ja das unendlich mehr werth, als wenn man bey einem andern, der marktschreyerisch empfolen ward, am Ende findet, daß es ganz ein alltäglicher Kopf, ein unwissender und wohl gar noch ein schlechter Mensch ist. Also noch einmal meine Feinde und Neider, thuen Sie was Sie wollen und können. Ich bin, wer ich bin.

Petersburg,
den ersten Julius,
1786.

Der Verfasser.

Meine

Meine Geschichte.

Es scheint schon einmal zur Etiquette einer wohl conditionirten Biographie zu gehören, daß man voraus was von Vater und Mutter erzählet, ehe man die Geschichte des Sohnes paradiren läßt.

Man mag nun dem Einflusse der Erziehung und anderer Ursachen einräumen, was man will: so ist es doch sicher auch kein unbedeutender Umstand, von welchem physischen und moralischen Charakter unsere Vorfahren gewesen sind. Man weiß es an Pferden, Hunden und Vögeln, wieviel auf eine gute oder schlechte Race ankömmt: und niemand läugnet diesen beträchtlichen Einfluß auf Nachkömmlinge bey Thieren: warum wollte man ihn also bloß bey Menschen bezweifeln? Sieht man nicht täglich ganze Fa-

milien und Generationen von stolzen, starken, dummen, klugen, herzhaften, feigen, edeln, und niedrigen kriechenden Menschen: Generationen von Betrügern, Dieben, aber auch von Tugendhaften? Nur mit einer Königinn Elisabeth hätte sich Pabst Sixt der Fünfte, wie man erzählet, junge Alexanders zu zeugen getraut. — Freilich wird man allenthalben Ausnahmen beyzubringen wissen, wo zwischen Vater und Sohne himmelweite Verschiedenheit ist. Ich lasse es gelten: denn Geburt und Erziehung müssen harmonisch wirken. Aber gar oft können auch Pfuschereyen fremder Schmarozer Ursache seyn, daß die Generation verdorben wird. Es giebt Gegenden, wo von jeher alles blond war, was das Tageslicht erblickete. Man lasse es nun Mode werden, daß man französische Friseurs, Hofmeister, oder italiänische Musikmeister im Hause hat: so werden bald ordentliche Schwarzköpfe keine Seltenheit mehr seyn. Bey der heutigen allzugroßen Nervenreizbarkeit ist es gar leicht, daß sich eine Dame versiehet.

Von meinem Vater erzähle ich nichts Wunderbares, keine Heldenthaten. Ich erzähle nur, daß

daß er ehrlicher Mann war, alles an seine Kinder wandte, und uns in unsrer Kindheit täglich Beyspiele seiner Rechtschaffenheit, Beyspiele ehrlicher Handlungen gegen seinen Nebenmenschen gegeben hat. Er gab jedem das Seinige, schüzte, so viel er konnte, die Bedrängten, half den Dürftigen. Alles dies that er mit einer bescheidenen Gelassenheit, als wenn er gar nichts oder nur seine Schuldigkeit gethan hätte.

Mein Vater ist nicht groß, aber muskulös, und kräftig, war in der Jugend flüchtig, hitzig, im Alter mit Gichtschmerzen gequält, und zur Hypochondrie geneigt. Er war, als er noch studierete, immer einer der vorzüglichsten Schüler. Meine Mutter, eine Amtmanns Tochter aus dem Würzburgischen, war eine schöne, gesunde, starke, mildthätige, fromme und fleissige Hausfrau, welche an den Folgen eines hizzigen Fiebers starb.

Alles was Weikard heißt, und von meiner Verwandschaft ist, hat Muskelkraft, ist hitzig, jähzornig, gutherzig, verliebt, eigensinnig, gerecht, zum Enthusiasmus gerecht; Eigenschaften,

ten, die schon für manchen unter ihnen sehr schlimme Folgen gehabt haben.

Bey allem dem haben wir alle, ich, meine Brüder, meine Verwandte, was besonderes von einer gewissen Schüchternheit, oder was Leutscheues, obwohl es im Grunde keinem an wahrer Herzhaftigkeit fehlet. Es ist überhaupt ein Fehler ächter Deutscher, wie sie Herr Merk so gut abschildert: es ist ein Uebermaas von Bescheidenheit. Ein junger Franzos weiß sein bischen Savoir bey jeder Gelegenheit geltend zu machen, wozu ihm dann die französische Beredsamkeit oder das Angenehme der Sprache und eine gewisse Dosis Dreistigkeit sehr wohl zu statten kommen. Nach vierzehn Tage langem Aufenthalt in einem Lande, kündiget schon der lebhafte Franzmann seine gelehrte Arbeit an. Der Architekt schreibt nun den Vitruve du pays: der Chevalier Reisen oder Geschichte vom Lande: der Hofmeister einen Traité sur l'education du pays; und alle können äußerst aufgebracht werden, wenn ein indociles Volk ihre gelehrten Arbeiten nicht begierig verschlingen und in Ausübung bringen will.

Der

Der süffisante Britt, der sich allen Menschen gleich, oder weit besser dünkt, weiß ohnehin nichts von bescheidener Schüchternheit. Ein ganz roher gemeiner Deutsche und ein dummer Vornehmer wissen freilich auch oft nichts von Modestie oder Schüchternheit; der erste aus Unempfindlichkeit, der andere aus Stolz und Unbesonnenheit. Aber so vielen andern, welche sich einige Kenntnisse erworben haben, fehlet es immer noch an einer gewissen Zuversicht auf sich selber; es gebricht ihnen an einer gewissen gesellschaftlichen Effronterie. Auch trägt hierzu sehr viel bey, daß es in Deutschland wenige große Städte giebt, wo Menschen von allen Ständen versammlet sind, und sich an freyern Umgang gewöhnen. Im Ganzen hat der liebe Deutsche zu wenig Zuversicht auf sich selber, Mangel an Energie, zu viel Nachahmungsgeist, und noch zu viel Disposition zur Erniedrigung, oder gar zur kriechenden Sclaverey. Das Ansehen und die Macht der Pfafferey und des Adels (etwa Armuth mit dazu gerechnet) mögen hiervon die ursprünglichen Triebfedern seyn. Wenigstens wird man den Deutschen anderst finden, so wie in einem Lande beyde genannte Triebfe-

dern schwächer oder stärker im Gange sind. Ich rede vom Deutschen überhaupt, denn sclavischer Geist war nie bey uns ein Familienfehler.

Ein etwas kurzes Gesicht, ein gänzlicher Mangel an Zudringlichkeit, und allzuwenig Präsumption von meiner Person, dann die bösen Nervenunruhen, waren bey mir noch besondere Ursachen, daß ich mich selten fürs erstemal mit Vortheil präsentirte. Man muß sie erst genauer kennen, wenn sie gefallen sollen, hat mir mancher Freund und manche alte Dame gesagt.

Im Jahr 1742. den 28ten April wurde ich zur Welt geboren. Ich war ein gesunder schöner Jung, wie mir die Leute sagen, bekam guten Wuchs, war munter, und natürlicher Weise der Liebling meiner Mutter. Man that mir fast in allen den Willen, und wandte mir vor anderen Kindern allerhand Vortheile zu. Es kann wohl seyn, daß ich hierdurch ein bischen verwöhntes Söhnchen geworden bin. Mein Vater wuste damals noch was von dem, was er in Classen gelernet hatte, und übte mich zeitlich

zeitlich zur lateinischen Sprache. Ich lernte manchmal mit Lust und gutem Fortgange: doch erinnere ich mich noch wohl, wie willkommen mir der Augenblick war, wenn ungefehr Fremde zu meinen Eltern kamen, und ich dadurch Gelegenheit bekam, aus dem Hause zu andern Jungens zu entwischen. Ich hatte schon als Kind den Fehler, der mir bis daher immer geblieben ist; ich war zu gut, zu freygebig, wovon dann meistens meine Kammeraden ganz wohl zu profitiren wusten, und mich desto lieber in ihrem Zirkel hatten.

Ich mochte nun etwa acht Jahre alt seyn, da eine Veränderung mit meinem Körper vorgieng, die gewiß auf mein künftiges Leben, auf die Bestimmung meines Standes, und auf die Stellung meines Gemüthes den größten Einfluß gehabt hat. Gewiß wäre ich nie Arzt geworden, gewiß wäre ich bey Mädchen und Jungen weniger verzagt gewesen, wenn sich dieser Vorfall nicht ereignet hätte. Ein älterer und stärkerer Jung, dessen sich im männlichen Alter ich und mein Vater und Verwandschaft bey manchen Gelegenheiten mit Wärme und Thä-

tigkeit

tigkeit angenommen haben, stieß mich mit dem Knie in den Rücken, verrenkte mir den Rük-grat. Ich fiel zu Boden, muste kriechen. Zimmerleute, die zugegen waren, legten mich auf den Bauch, dehnten mich aus, daß es im Rücken krachte. So hatten sie mir die Wirbel-beine wieder eingerichtet! Ich blieb ruhig auf dem Bette liegen, und war am andern Tage wieder frisch und gesund. Acht Tage nachher sprang ich von einem Tische auf den Stubenboden und blieb liegen. Mein Rückgrat war wieder aus dem Gelenke. Mein Vater war allein nebst einigen Kindern zugegen; er hob mich in die Höhe, konnte aber die verrenkten Knochen nicht wieder an Ort und Stelle bringen. Nun ward zu dem Kummer meiner Eltern und zu meinem Elende der Grund gelegt. Es wurden gelernte und ungelernte Stümper von allen Seiten her zu Rathe gezogen, wo denn immer einer mehr als der andere meinen verdorbenen Körper mis-handelt hat. Kurz, ich bin auf allerley Weise so gedrükt, gedehnt, gepresset, gemartert wor-den, daß ich es noch nicht begreifen kann, war-um man mich nicht dahin gebracht hat, daß ich weder hätte stehen noch gehen können. Die

haupt-

hauptsächlichsten Manövers dieser armseligen Menschen giengen schnurstraks dahin.

Meine Geburt, so wie die Verstümmelung meines Körpers trug sich in einem Dorfe Römershag im Fuldischen zu. Römershag liegt in einer rauhen Gegend des Landes, in einem schmalen Thale zwischen großen Bergen und schönen Waldungen. Es ist da ein fürstliches Landschloß und Amthaus, einige Herrschaftliche Meyereyen, ein ansehnliches herrschaftliches Jägerhaus. Man brennt da die steinern Krüge für Sauerwasser, und anderes steinernes Geschirr. Es sind drey Papiermühlen und einige andere Mühlen da: noch einige Fabrikanten und Bauern. Sonst giebt es da häufiges Wildpret, Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Auerhahnen u. dgl. vorzüglich gute Borsdörfer Aepfel, und das reinste Wasser im Lande. An diesem Oertchen hat nun mein Vater alle seine Jungens und Mädchen gezeuget, und sie hernach zeitlich in alle Welt geschikt. Von sieben Kindern blieb nur die jüngste Schwester im Orte, verheyrathet mit dem Amtmanne.

Der

Der Vorfall der sich allda mit meinem Rük-grat zutrug, war in den ersten Jahren mit Schmerzen verknüpft; er hinderte mich freilich in meinem Lernen, und hielt mich zwey Jahre zurük, wo man mich geradehin gehen ließ. Mein Vater wuste nicht, was er mit mir anfangen sollte. Da kamen wohl manchmal bey müssigen Stunden allerley Projekten vor. Meine Mutter besaß Geschiklichkeit im Nähen, Stikken u. dgl. Ich gab mich also einsweilen mit derley weiblichen Arbeiten ab. Endlich ward der Entschluß gefasset, daß ich dennoch studieren sollte. Mein Vater that mich zu einem alten unthätigen Schullehrer in das nahe Städtchen Brückenau, er kaufte mir eine Geige, und ich nahm Lektion bey einem Maurer im Dorfe. Ich lernte auch nachher Clavierspielen bey einem Studenten in Hammelburg, der selber nichts konnte. Ich mußte auch einige Arien zu Brükkenau in der Kirche singen, ohne die geringste Anleitung zur Singkunst zu haben. Bey solchen Lehrmeistern konnte ich freilich Trotz meiner natürlichen Anlage zur Musik und meines musikalischen Gehörs niemals was ordentliches in der Musik leisten.

Von

Von Brückenau kam ich nach Hammelburg auf das Gymnasium, und wuste leider gar nichts. Ich kannte nicht einmal die nöthigsten und gewöhnlichsten Schulbücher. Ich ward der Vorlezte in der Schule, als wir das erstemal komponiret hatten. Der Ultimus war mein Kammerad aus Brückenau. Nun hatte ich freilich in Hammelburg auf einige Art mehr Gelegenheit etwas zu lernen. Außer dem, daß ich mehr in der Schule hörte, hatte ich einen Präceptor, der sehr eifrig war. Ich selber aber hatte Eifer und Fähigkeit. Ich schwang mich also unter einem geringen Haufen, der nur aus dreyzehn bestand, bald empor. Bey der zweyten Komposition wurde ich der zweyte in der Classe, bey der dritten der erste, der ich auch die fünf Classen durch geblieben bin. Alle vierzehn Tage war Compositio pro loco, wie sie es hiessen. Aber mein guter Mitgesell blieb auch durch alle Classen seinem das erstemal erwischten Orte getreu.

Auf dem Gymnasium zu Hammelburg lehren Franziskaner. Ihrer drey versehen die fünf Classen. Welche Lehrart! Von der deutschen

Spra-

Sprache oder Rechtschreibung wußte man gar nichts. Vom Lateinischen hatte man nie wahren Geschmack. Das Herz wurde mit Intoleranz und Aberglauben gefüllet, der Kopf mit Dummheit. Es ist aber damals auf allen katholischen Gymnasien nicht viel besser gewesen. Meine Lehrer waren gute Leute, waren aber in den Jesuitenschulen eben nicht besser erzogen worden.

Hammelburg ist ein artiges Landstädtchen an der Saale, an Franken gelegen. Es ist dort fruchtbare Gegend an Wiesen und Feldern. Es ist viel Weinbau da, welches freilich ein leichter Wein ist. Die Einwohner sind außerordentlich arbeitsam, haushältisch, auch wohlhabend. Die Franziskaner haben dort den größten Einfluß auf Gewissen und Hauswesen. Eben dieser Ort hatte auch auf meinen moralischen Charakter großen Einfluß gehabt. Ich kam zu einer alten Muhme; sie war Franziskanerinn vom dritten Orden, eine Beate von ächtem Schrot und Korne. Andächteley ist dort überhaupt der herrschende Ton. Besonders gehört es zur Etiquette der Betschwesterey, am lezten aus der

Kirche

Kirche zu gehen, wöchentlich zwey oder dreymal zu beichten (mit dem Franziskaner im Beichtstuhl zu conversiren) und zu communiziren, durchaus es fleissig mit Franziskanern zu halten. Meine Muhme hatte immer Besuche von diesen Herren, und war eine geheime Vertrautinn von einigen, im Ganzen so ziemlich von den Klostergeheimnissen inizirt. Wenn nun so eine vertraute Geistlichkeit zu ihr kam, so gieng das Lispeln an. Ich und einige meiner Geschwister waren bey ihr. Wir mußten ins Nebenzimmer. Da ich nun auch sonst wenig oder fast gar nicht aus dem Hause kam, so war noch dieses eine Haupturſache, mir etwas Leutscheues oder Schüchternes anzugewöhnen, womit ich, wie ich schon erinnert habe, noch spät zu thuen hatte. Eben auch damal mag ich mir schon die Liebe zur Einsamkeit angewöhnet haben. Wenn ich auch bey meinem künftigen Leben schon in angenehmen Gesellschaften lustigen Humors war, und man mich deswegen meistens gerne hatte: so war mir doch immer meine ganze Lebenszeit der Aufenthalt in einer stillen einsamen Stube der angenehmste. Ich hatte meistens allda die wenigste Langeweile.

Bey meinem Aufenthalt in Hammelburg las ich oft in den geistlichen Büchern meiner Muhme. Endlich wurde ich ganz zur Andacht erhitzet. Ich bethete oft mit heiliger Wollust so recht aus Leibeskräften. Es war mir gründlicher Ernst, ein rechtschaffener Heiliger zu werden, und Wunder zu wirken. Ich beichtete meistens dreymal in der Woche, trug Zilizien von Haar und Drath, geisselte mich manchmal, und zuckte mächtig wenn es so wehe that, verrichtete sonst allerley Bußwerke, that oft meinem Körper so viel Plage an, als ich nur konnte. Manchmal war ich ganz unruhig aus Eifer und Sehnsucht, den Leuten zu predigen, und den übrigen Adamssöhnen recht nachdrücklich sagen zu dürfen, daß sie beynahe alle verdammet wären.

Mehr als einmal war ich der größte Büssende den es geben kann. Ich weinete, rasete, übte alle mögliche Bußwerke, und war fast in Verzweiflung, besonders da ich aus der Lektür eines geistlichen Buches geschlossen hatte, ich hätte meine Unschuld verloren. Wirklich wußte ich gar nicht, was Verlust von Unschuld war.

In

In solcher Unruhe war ich besonders, als ich in der dritten Classe war, etwa gegen das dreyzehnte Jahr meines Alters. Ich litte noch einen ähnlichen Anfall zu Wirzburg, als ich Logik studierte, wo wir Studierenden unter den Jesuiten zur Fastenzeit geistliche Exerzizien machen mußten. Ich legte beyde Male Generalbeichten ab, und hätte vor Reue sterben mögen. Vielleicht kam es noch daher, daß ich auch in späteren Jahren bey Erinnerung eines geringen Fehltrittes oder einer Unbesonnenheit, sogleich eine ängstige Beklemmung auf der Brust empfand. Vielleicht rührte daher viel von meiner Empfindsamkeit, Reizbarkeit.

Die Ursache, warum ich beynahe fünf bis sechs Jahre hindurch und länger, jährlich einigemal so sehr in Reue und Buße fiel, war ungefehr folgende: Ich war ein gesunder, sanguinischer Jüngling, hatte auch nie Mangel an guter Nahrung und Weingetränke. Ich konnte es also alles Bethens und Widerstehens ungeachtet unmöglich hindern, sehr oft Regungen der Natur zu fühlen. Ich glaubte einmal, und ward besonders durch verkehrte Lektür geistlicher

und theologischer Bücher gänzlich darinnen bestärket, daß dieses lauter Todsünden wären. Und was das Schlimmste war, so erinnerte ich mich solcher Sünden, so lange ich mich meines Lebens erinnerte. Hieraus konnte ich nun allerdings nichts anderes schliessen, als daß ich ganz zur Hölle müste geboren seyn. Ich suchte freilich auf allen Seiten Rettungsmittel. Ich sammelte allenthalben jene gute und bewehrte Gebethchen, welche gut wider Teufel und Hölle waren. Ich war in verschiedenen Brüderschaften einverleibt, trug allerley Skapulire und Gurteln am Leibe, bethete überhaupt so viel und so brünstig, daß ich noch meine Lebenszeit daran zu haben glaube.

Ich muß hier noch anmerken, daß eine so feurige Andacht auch wirklich eine Art von Wolluſt gewähret. Man rechne noch hierzu ein bischen Stolz und Eigenliebe, die sich doch immer mit unter so heilige Andachtsübungen mischen, wobey man sich Gott gefälliger dünkt, als andere Adamskinder. Es ist daher sehr natürlich, daß Weiber in gewissen Jahren sich dieser Gattung von Seelenlust widmen, wenn

Reiz,

Reiz, Anlage und Gelegenheit zur sinnlichen Wollust sie verlassen haben. Ausserdem ist die Andächteley auch ein Mittel wider Langeweile, welche thätigen und empfindsamen Seelen ohnehin unausstehlich ist. Madame de Sevigné schreibt an ihre Tochter: Au reste, ma fille, une de mes grandes envies, ce seroit d' être devote; je ne suis ni à Dieu ni au Diable: cet état m' ennuie, quoiqu' entre nous je le trouve le plus naturel du monde. Richtig, eine empfindsame Dame muß wissen mit wem sie es zu thun hat.

Ich habe schon irgendwo erzählet, welche unheilige Wirkung einstens ein sehr feuriges Gebethchen im Traume an meinem Körper veranlasset hat. Ich erinnere mich auch noch ganz deutlich, welche Wonne vielmal in meiner Seele war, wenn ich so aus Herzensgrunde andächtig gewesen war. Freilich war es dabey eine schlimme Sache, daß ich zuweilen zu tief in Buß und Reue sank, wobey ich mich mit Furcht und Aengsten quälete. Doch diente auch diese betrübte Lage meiner Seele dazu, die geistliche Andachtswollust hernach zu erhöhen; ungefehr so

so wie ein Zwist unter Liebenden das Feuer ihrer Liebe hernach desto stärker anfachet. Allein diese Scene meines Lebens fieng nun an, sich nach und nach abzuändern. Ich kam im Jahr 1758. nach Wirzburg zur Philosophie. Unser Lehrer war ein einfältiger ehrlicher Mann, seine Philosophie altmodisch, oder die albernste, wie sie damals die Jesuiten lehreten. Ich hörete dort in zweyen Jahren, wie gewöhnlich auf katolischen Universitäten, Logik, Physik, Metaphysik. Es war ein besonderer Lehrer für Experimentalphysik. Dies war zu jener Zeit bey Jesuiten was neues; sie fiengen dieses Studium erst an, nachdem sie lang dawider gezanket und andere ehrliche Männer verketzert hatten. Auch war ein Lehrer für die Mathematik. Er hatte mehr Wissenschaft als Vortrag und Menschenverstand. Sobald er auf die Katheder trat, giengen fast alle aus der Schule.

In Wirzburg kam ein Vetter zu mir, der schon einige deutsche Schriften gelesen hatte, sonst aber just keiner der Fleißigen war. Dieser war meistens Schuld, daß ich meine peripatetische Philosophie eben nicht mit besonderem Eifer studierte.

dierte. Ich fühlte wirklich manchmal einigen Ekel an jenen unnützen Possen. Ich studierte doch immer so viel, daß ich unter die Abtheilung der besseren Studenten gerechnet wurde. Mein Vetter gab mir Wochenschriften, Gedichte und andere deutsche Bücher zu lesen. Ich lase sie mit Wollust, wiewohl ohne allen Geschmack. Neukirch und ähnliche Schriftsteller waren vorzüglich meine Helden. Ein Mann der nur etwas von deutscher Literatur verstand, war damals in Wirzburg eine Seltenheit, und wurde etwa gar unter die Classe der Ketzer gezählet. Durch Lesung deutscher Bücher bemerkte ich endlich einigen Unterschied in der Rechtschreibung und Sprachkunst, wenigstens etwas, so von meiner katolischen Schreibart ganz verschieden war, und mir besser gefiel. Ich machte mir nach und nach selber einige Regeln aus solcher Lektür, und fieng an, mich darnach zu formen. Ich hatte oft rechten Eifer für Sprachverfeinerung und schöne Wissenschaften, aber leider gar keine Anweisung. Von deutscher Grammatik und Orthographie hatte ich, so lang ich studieret habe, nichts gehöret, nichts gesehen.

Unglücklicher Weise fieng bey allem dem mein Andachtseifer an, etwas lau zu werden, wiewohl er noch nicht so ganz nachgelassen hatte. Mein Geist fühlte etwa nun eine andere Art Wollust an schönen Wissenschaften. Die Gesellschaft meines Vetters und anderer mochte auch das ihrige beygetragen haben: denn da ward freilich mit unter auch manchmal von Mädchen und ganz andern Dingen als von Bethen und Bußthuen geschwazt. Ich muß es hier selber gestehen, daß die Patres so gar unrecht nicht haben, wenn sie ihren Studenten alles verbieten was zu Berlin und Leipzig gedruckt, und nicht von einem Priester aus der Gesellschaft verfasset ist. Man merkt es ja handgreiflich, daß die Liebe zur Andacht, die Ehrerbietung gegen den Orden, und die Furcht vor Gespenstern, Hexen und Teufeln abnimmt, so wie der Geschmack an solcher Lektür gewachsen ist. Und jene Fürsten, denen dran gelegen ist, die Köpfe auf gutem altem Fuße erziehen zu lassen, thuen sehr wohl daran, wenn sie sowohl die Erziehung ihrer Prinzen als der übrigen Schuljugend wackeren Ordensmännern überlassen. Oportet esse haereses, steht es geschrieben, das ist, auf un-

serer besten Welt muß es immer Pinsel geben. Verstand und Aufklärung schaden am Seelenheile, da nur die Einfältigen in den Himmel kommen.

Aber was hilft das alles! Ich war nun einmal ganz vom Plane meiner ersten Erziehung ausgeartet, ward verführt und verdorben. Wie das alles zugegangen ist, wird sich bald in der Folge zeigen. Leider fängt aber nun ein grosser Theil der Menschenkinder an, auf solchen Wegen zu wandern, so daß fast kein Bitten, kein Warnen und Drohen mehr helfen will. Am Ende wird sichs zeigen, was aus allem diesem geworden ist.

Ich lenke wieder auf meine Studien ein. Die Philosophie war absolvirt. Da rieth mir einer dies, der andere das. Einer wollte, ich sollte Jurisprudenz studieren. Ich wandte einstens einem würdigen Manne ein, daß es bereits zuviel Juristen gäbe. Der Mann versicherte mich, daß er im ganzen Vaterlande kaum von Einem wüßte. Ich verstand es, glaube ich, nicht, was der Mann damit sagen wollte. Mein Pro-

fessor der Philosophie und einige Verwandten hatten mir zur Arzneykunst gerathen; und ich widmete mich nun selbiger. Zu jener Zeit waren seit mehreren Jahren keine Zuhörer, und folglich auch keine medizinischen Collegien in Wirzburg gewesen.

Ein Lehrer der Arzneykunst auf der wegen ihrem Reichthum berühmten Julieruniversität zu Wirzburg hat zweyhundert baare Gulden, der erste Lehrer dreyhundert. Privatcollegien sind da fast außer Mode, und waren bey so wenigen Zuhörern ohnehin nicht zu vermuthen. Ein solcher Lehrer muß also natürlicher Weise sein Lehramt als eine Nebensache betrachten, und auch als ein Nebending schlecht genug versehen. Es ist aber dieses der Fall beynahe von allen katolischen Universitäten. Gewiß entsteht aus der Menge solcher Schulen mehr Unheil als Gutes, und doch glaubt jeder geistliche Reichsfürst was Grosses gethan zu haben, wenn er eine Universität errichtet, und die Lehrer kaum für das Verhungern versichert hat. Wie gut wäre es, wenn man in solchen Ländern nur auf tüchtige Gymnasien dächte, und das Universitätsgeschäft

an-

andern überließ! Wissenschaften wollen ohnehin nicht auf geistlichem Boden gedeihen. Nie werden auf dergleichen Schulen vorzügliche Lehrer und Zöglinge seyn. Der gering besoldete Lehrer muß allerley Nebenarbeiten verrichten, allerley Nebendienstchen zu erhaschen suchen, wenn er sich und seine Familie nicht will verschmachten lassen. Endlich werden hieraus die Hauptgeschäfte, und das Lehramt ein gehässiges Nebending. Wer auf Schulen was ordentliches lernen will, wird immer genöthiget seyn, sich auf eine protestantische Universität, deren freilich auch wieder nur wenige in gutem Stande sind, zu verfügen. Bey Katolicken fehlt es an Unterhalt der Lehrer, an Fleisse, Aufmunterung, Freiheit, oder beynahe an allem. Zum Unglücke sind sie noch meistens in Residenzstädten, welches denn doch aus hundert Ursachen die unschicklichsten Oerter für Schulen sind. Da läßt nun jeder arme Bürger einen Sohn studieren. Wenn dann dieser nach geendigter Philosophie nicht in ein Kloster aufgenommen wird, so hört er Jura oder zum Unglücke gar Medizin, schlendert so einige Jahre hin, schmiegt sich, kriecht, oder bestürmt seine Patronen so lang, bis er endlich

Trotz

Trotz seiner Unwissenheit zu einem Dienstchen gelangt, und verdrängt oft einen würdigeren Nebenbuhler. Wäre in solcher Stadt keine Universität gewesen, so hätte der Student auf eine bessere auswärtige Schule gemüßt: man hätte diese Kosten nicht an ihn gewendet, wenn er nicht bessere Anlage zum Studieren gehabt hätte. Der Staat wäre also nicht mit einem so ungeschickten Schreiber, Amtmann oder Rathe beschweret worden. Es wäre also wirklich in solchen kleinen Staaten der erste Plan um tüchtigere Leute zu haben, die Universitäten aufzuheben. Ich getraue mir diesen Satz in jedem solchen Lande durch häufige Beyspiele zu bestätigen. Soviel von katolischen Universitäten überhaupt! Meine Sache ist dermal, die Geschichte meines medizinischen Studiums zu Wirzburg zu erzählen.

Herr Siebold, Herr Senf, und ich, wir fiengen zugleich an, Arzneykunst zu studieren. Im Jahr zuvor hatten schon zwey andere angefangen. Es kamen endlich noch einige dazu, so daß der Haufen von fünf bis auf neun gestiegen war. Die Lehrer waren aber entwöhnet von

dem

dem Schulgeschäfte. Wir mußten also mehrmal beym Rector Magnificus klagen, ehe wir sie sämtlich dahin brachten, wieder Collegien zu lesen. Sie mußten durch Ermahnungen und ernstliche Drohungen hierzu gezwungen werden. Dessen ungeachtet gieng es damit äusserst sparsam zu, es war oft viertel Jahre lang Stillstand, und doch bey allem dem der Verlust nicht sonderlich. Die Lehrer waren geheimer Rath und erster Leibarzt Huber, ein unwissender Mann, der sich aber doch durch eine falsche Beredsamkeit, durch Urinbesehen, und etwas Charlatanerie zu jener Zeit zu Reichthum und Ehre zu bringen wußte. Hofrath und Leibarzt Vogelmann war sonst ein guter Mann nach altem Fusse, voll Vorurtheile und falscher Grundsätze aus dem vorigen Jahrhunderte. Er hat uns nicht selten amusiret, wenn er da recht in vollem Eifer über van Swieten, Haen, über die abgeschmakten Pursche, wie er sie manchmal in der Hitze nannte, weil sie ihm seine Absorbentia verworfen hatten, schimpfete, und beynahe so völlig in der Laune eines Paracelsus perorirte. Hofrath und Leibarzt Ehlen hatte bessere Grundsätze, aber sein Vortrag war todt, gar nicht

auffallend, narkotisch für Leib und Seele. Professor Rügamer wußte viel. Es lag aber alles in seinem Hirne durch einander. Er kam von einem ins andere, nie zum Ende. Er war enthusiastischer Vertheidiger von Hexen und Teufelskunst. Bey allen verworrenen Krankheiten entdeckte er fast was teuflisches. Er trat endlich seine Lehrstelle Herrn Senf ab, als dieser von Reisen zurück kam, und starb auf einem Dorfe als Melancholiker. Doktot Papius hatte Fähigkeit, eine gute Grundlage, war aber faul, liebte Jagd und Caffeehaus, und las äusserst selten ein Collegium. Er hatte eine starke Stimme, einen auffallenden deutlichen Vortrag, ward nach und nach fleissiger, und kam auch die lezten Jahre vor seinem Tode in gute Reputation. Herr Stang, ein Mann ohne ordentliche Sprache und ohne Studien demonstrirte die Anatomie, und machte ein rechtes Kauderwälsch.

Auf diese Art studierte ich bis ins vierte Jahr die Arzneykunst in Wirzburg. Ich schaffete mir manchmal ein neues Buch, wenn ich etwas Geld übrig behielt, studierte zu Hause. Ich nahm Lektionen in französischer, italiänischer

und englischer Sprache. Ich hatte aber auch da das Unglück schlechte Meister zu bekommen, und schien überhaupt von Kindheit an dazu verdammet zu seyn. Denn auch mein Tanzmeister und Fechtmeister war vielleicht der schlechteste, den es damals in Deutschland gab.

Ich hatte nun immer so viel Selbsterkenntniß, daß ich wohl einsah, daß ich noch fast gar nichts gelernet hatte. Ich fühlte innere Sehnsucht nach besserem Unterrichte, und grämete mich oft heimlich darüber. Ich fassete den festen Entschluß, nach Wien zu gehen. Mein Vater war es zufrieden, hielt mich aber am Ende aus übertriebener Sorgfalt für meine Gesundheit zurück. Die Menge der Kosten, die ich ihm schon gemacht hatte, und noch machen konnte, mag ihm aber auch im Wege gewesen seyn. Ich war von der Philosophie an gerechnet, sechs Jahre in Wirzburg, war an liederliche Gesellschafter gekommen, und hatte viel Geld verzehrt. Noch zwey Brüder studierten, und Schwestern waren zu ihrer Erziehung im Kloster. Denn mein Vater hat mehr an seine Kinder gewendet, als es manche Vornehme pflegen.

gen. Nur wußte er just nicht gute Plane zur Erziehung oder zum Studieren zu treffen.

Im Jahr 1764 ließ ich mich examiniren, und defendirte, wurde, wie es zu jener Zeit der Gebrauch war, Licentiat, am 15 des Aprilmonats. Aus Mangel der Collegien gieng ich fleissig in die öffentliche Bibliothek, und war fast allezeit der einzige Lesende in selbiger. Ich las medizinische Werke, und schrieb meine Dissertation zusammen: an et in quibus Medicus Naturae Minister, Natura Medicatrix? Ich vertheidigte sie unter dem Vorsitze des seligen Papius, blieb hierauf noch einige Zeit in Wirzburg, und wußte nicht, was ich nun weiter anfangen sollte.

Wo haben Sie studiert? Waren Sie in Göttingen? — So hat man mich meine ganze Lebenszeit viele hundertmal gefragt, und eben so oft in Verlegenheit gesezt. Es fiel mir immer schwer auf die Brust. Zu Wirzburg, sagte ich mit gebrochener Stimme. Ob ich nun wohl kein Wort von dem sagte, was ich hier unter uns von meinen seligen Lehrern erzählet habe, so

rümpfte

rümpfte man doch immer die Nase, wenn ich nur Wirzburg genennet hatte, sah mir mit herabsinkendem Blicke vom Kopfe auf die Füsse, und wandte sich, welches meistens der Fall war, von mir ab. Von der Zeit an habe ich allen Studierenden aus Leibeskräften gerathen, wenn es nur irgend möglich wäre, nach Göttingen zu gehen.

Bis ins zweyte Jahr, wo ich Medizin studierte, hatte ich noch nicht das Herz gehabt, einem Mädchen meine Liebe zu erkennen zu geben, viel weniger einen Kuß zu wagen. Gott weiß es, daß ich auch in späterer Zeit beym schönen Geschlechte fast immer so ein furchtsamer Haas gewesen bin. Ich hatte nicht so viel Eigenliebe, daß ich glaubte, bey meinem irregulären Körper einer Schönen Liebe einflößen zu können, und hatte auch wieder zu viel Stolz, als daß ich als verliebter Geck ins Lächerliche fallen wollte. Es kann sich also auch keine Schöne in der Welt rühmen, daß sie mir ihre Liebe versaget habe. Nie warb ich darum, wenn ich nicht vorher ganz in der Avantage war, obschon ich auch in der Stille mein Herz für so manche in Bereitschaft hielt.

Auch bis dahin, wo ich noch nicht geliebet hatte, war mir noch die onanitische Sünde nicht bekannt geworden. Ich war also in allem Betracht ein keuscher Jüngling. Als ich die Physik studierte und zur Reife gekommen war, konnte ich noch nicht begreifen was das seyn möchte, welches einem im Traume mit Wollust entgieng. Aber nun reizte mich das Beyspiel anderer, und mein warmes Temperament zum andern Geschlechte. Meine nachherige Frau mochte Mitleid mit mir haben, zeigte mir Zuneigung. Wir liebten uns, zankten uns manchmal wie Liebende zanken, bestelleten uns da und dort hin, waren einander treu wie Felsen. Es kam endlich ganz zum Ernste, und endigte sich wie alle Komödien mit Heyrathen. Leute die noch nie geliebet haben, werden hier immer ihre Sachen auf der unrechten Seite anpacken. Aus Liebe, Herzensgüte, und Redlichkeit ließ ich mich, da wir uns nun trennen mußten, zu aller Sicherheit in Geheim kopuliren. Sie mußte auf einem einsamen Hofe leben, die Zeit abwarten: ich mußte noch für ledig passiren, und erst in der Welt Versorgung suchen.

Ich warb indessen um ein sehr geringes Physikat zu Heidenfeld im Wirzburgischen. Ich wurde von einer Zeit zur andern vertröstet, und konnte doch nie zur positiven Entscheidung kommen. Es wurde mir endlich, ich weiß noch nicht in welcher Absicht, vom Kabinetsreferendär gerathen, einstweilen nach Heidenfeld zu ziehen, und zu praktiziren. Ich zog hin, brachte es endlich auch so weit, daß die Vornehmsten in der Stadt mir schriftliche Zeugnisse gaben, und mich verlangeten. Doch konnte ich nie zu meinem Zwecke gelangen. Man sagte mir lang hernach, daß ich dem Fürsten, der vielleicht keinen halben Zoll grösser war als ich, wäre zu klein gewesen. Dort hatte es just nichts zu sagen, daß ich nicht in Göttingen gewesen war, aber zu klein ist halt auch ein Fehler, wie ich in meinem Leben noch so vielmal erfahren habe.

Ich reisete in meiner Unruhe im Herbste nach Haus. Ich war zu Brückenau bey meinem Oheim auf dem Kirchweihfeste. Es war dort Oberamtmann Herr von Maierhofen, nachher Vicedom zu Fuld, ein Mann von Geist und Einsicht. Er war krank geworden, hatte ein

sehr starkes allgemeines rhevmatisches Fieber. Es war kein Arzt im Orte. Ich ward gerufen, geprüft. Ich taufete die Krankheit, bekam Zutrauen, und machte meine Sache so gut ich konnte. Ich war glücklich in der Heilart gewesen. Hierauf wurde ich dem Fürsten von Fuld empfohlen, und bekam am zwölften November 1764 von diesem besten Fürsten das Dekret als Amts- und Brunnen-Physikus zu Brückenau.

Mein äußerstes Anliegen war nun das Geschäft wegen meiner Heyrath. Ich grämete mich halb zu todt. Ich wuste nicht, wie ich meine Sache anfangen, und wem ich sie anvertrauen sollte. Ich reisete im folgenden Jahre fort, als wenn ich auf Freyerey gieng, ließ mich als Bräutigam von der Kanzel verkündigen, brachte hierauf meine Frau mit, und machte überhaupt meine Sache so gut, daß es am Ende auf allen Seiten gefehlet war.

Meine Frau war arm. Gegen den Willen meines Vaters war alles geschehen; von ihm konnte ich also keine Beyhülfe verlangen. Das

Physikat war zu jener Zeit sehr gering, der Kurort ganz unbedeutend. Ich hatte also einige Jahre in meinem heiligen Ehestande die kümmerlichste Noth. Drey Jahre hatte ich von meiner Frau entfernet gelebet, war treu gewesen, so wie es noch kein junger Mann in Entfernung von seiner lieben Hälfte gewesen seyn mag, so lange die Sonne scheint. Dessen ungeachtet wurde uns nun der liebe Ehestand bey unserer Zusammenkunft so sehr verbittert. Fast hätte ich auf den bösen Gedanken kommen können, daß die Tugend der ehelichen Treue weiter keinen Segen bringe. Wenigstens bin ich nachher, wo man, wie sich jene Frau ausdrückte, die Sache nicht allzeit am Schnürchen hat, immer noch glücklicher gewesen.

Meine Frau war älter als ich. Sie ist just nicht ganz nach dem bon ton geformet, hat aber Menschenverstand, hat ein ehrliches treues Herz und liebte mich wahrhaft. Gewiß war ich ihr auch immer gut, liebte sie, und schäzte sie über einen Haufen Weiber, die sich besser dünkten. Ich war immer zu jähzornig, zu aufbrausend; sie aber auch etwas hart auf ih-

rem Sinne: dann gab es freylich auch manchmal häusliche Stürme, die aber doch immer glücklich vorüber giengen. Sie war haushältisch, ich verschenkte mehr als es schicklich war. Und so gab es unter uns noch manchen Contrast. Dieses wäre nun ungefehr die Schilderung der rechtschaffenen Frau, in deren Gesellschaft ich so viel Gutes und Böses erlebet und glücklich ertragen habe. Wirklich war sie nie mutlos bey Widerwärtigkeiten, wußte mich selber zur Standhaftigkeit aufzumuntern und zu trösten.

Das Leben eines studierten Mannes ist immer ein unseliges Ding. In der Jugend muß man mit Kummer ringen, bekömmt gemeiniglich nur ein Dienstchen, welches eines viertels Mannes Nahrung ist. Endlich arbeitet man sich durch sauren Fleiß oder ungefehre Zufälle empor, und wird nach und nach in bessern Stand gesezt: aber dann ist gemeiniglich schon Gesundheit und Körper abgenüzt. Geschäfte werden vielmal noch häufiger oder wichtiger, als sie vorher waren. Thätigkeit, Eifer, Kräfte, Lust, Mut, alles hat unterdessen abgenommen

men. Heil dann noch allen, die in Diensten sind, wenn der ökonomische Regent nicht von Jahr zu Jahr die Revenüen oder Accidenzien des Dieners castriret! Wie viele giebt es noch, denen es gar nicht gelingt, sich so weit zu schwingen; bey welchen also Jugend und Alter in Elend, Unterdrückung, und Schwermut müssen vorüber gewälzet werden! — Eine Grille!

Ein Gelehrter, der nicht reich ist, hat beym Heyrathen immer von zweyen Unannehmlichkeiten eine zu erwarten. Ist er jung und schlecht versorgt, so wird ihm just nichts Sonderliches von Mädchen zu Theile werden; er muß alsdenn mit seiner Geliebten am Kummer nagen, wenn er blos vom Dienste leben soll. Ist er älter geworden, und erst zu grössern Ehren und einträglicherem Dienste gekommen, so heyrathet ihn das Mädchen blos des Ranges und der Versorgung wegen, und klagt hernach als Frau über Langeweile bey ihm. Es liegt auch noch hierinnen ein Grund, warum so viele vornehmere Töchter (ich rede von der unadlichen Classe) ohne Männer bleiben. Einem

jungen Manne der weder Rang noch Einkünfte hat, giebt man die Tochter nicht. Er heyrathet unterdessen ein Mädchen, welches mit ihm vorlieb nimmt, schwingt sich endlich sammt ihr in die Höhe: oder er wartet im ledigen Stande ab, bis er seine Sache weiter gebracht hat, ist indessen alt geworden, an den Cölibat (das ist, an die Haushälterinn) gewöhnt, und hat nun den Entschluß gefasset, gar nicht zu heyrathen. Mädchen von besserem Stande, wenn sie der Gefahr, alte Jungfern zu werden, entgehen wollen, werden daher mit jungen Leuten, die eben noch keine grosse Männer sind, etwas Nachsicht haben, und sie heyrathen müssen, wenn sie nur halb eine Frau ernähren können. Nur das einzige müssen sie beobachten, und wohl überlegen, ob es ein Mann sey, aus welchem einstens was werden könne. Man sieht dieses an seinem Fleisse, an seinen Talenten und Wissenschaften. Ist nun dieses, so hat die geringe oder mittelmäßige Frau immer die Hofnung, durch die Verdienste ihres Mannes zu höheren Stufen von Ehre und Vermögen zu gelangen. — Ein Rath für Mädchen, die einstens Weiber werden wollen!

Es ist immer auch eins der hauptsächlichen Vergnügen im Ehestande, wenn man gesunde schöne Kinder hat. Meine Frau hatte mich hierinnen vorzüglich glücklich gemacht. Ich hatte einen Jungen, von welchem ich schon im philosophischen Arzt erzählet habe, mit welchem Mute er sich in der Nacht mit einem vermeynten Teufel geprügelt hatte. Er kannte nicht was Furcht war, er war hitzig, lebhaft, sehr schön, stark, allzugutherzig, schenkte mehr weg als er hatte, wurde bald verliebt, welches dann seine Mutter nicht leiden wollte, worüber er endlich davon lief, Soldat wurde, und das Unglück hatte, sich als Cadet bey Ollmütz zur Exercirzeit zu erschiessen. Es war ein launiger Jung, der viel Fähigkeiten hatte, aber nie ein Gelehrter werden wollte. Er las viel in deutschen Büchern, sah da, wie immer einer den andern neckte, und verunglimpfete. Ich sollte ein Gelehrter werden, und mich hernach in Büchern herumziehen lassen, sagte er? nein, mit dem Degen will ichs ausmachen, wenn mich einer beleidiget. Wirklich betragen sich auch viele unserer renomistischen Schulfüchse so, daß es bald Schande seyn wird, ein deutscher Ge-

lehrter zu heissen. Mein Sohn bestand nun drauf, Soldat zu werden. Ich ließ ihn Reiten, Fechten, Ingenieurkunst lernen. Er wartete aber die Zeit nicht ab, lief davon aus Verdruß wegen Liebe. Ausserdem habe ich eine schöne, gesunde, gutgeartete Tochter von vieler Fähigkeit und Lebhaftigkeit. Ihr Schicksal muß die Zeit noch lehren.

Als ich nun als Physikus in Brückenau lebte, und auch weiter noch keinem besseren Geschicke entgegen sah, gab ich mir mögliche Mühe, den Kurort in die Höhe zu bringen. Freilich trug der wohlthätige Fürst durch Verwendung häufiger Kosten das meiste dazu bey. Es kamen nun nach und nach Gäste. Die Verschönerungen und Bequemlichkeiten am Kurorte nahmen jährlich zu, und ich trug hernach noch in der Entfernung mein Scherflein bey. Denn am ersten Hornung 1770 erhielt ich unvermuthet das Dekret als zweyter Leibarzt zu Fuld, dem Leibarzte, der mich zu jener Zeit nicht leiden mochte, und dem Fürsten zur Unzeit aufgekündiget hatte, zur Strafe. Ich wurde am achten April, da nun der gedachte Leibarzt aufs

neue

neue seine Dimission mit einer Pension verlangte und erhielt, Hofrath und Professor, alles mit sehr geringem Gehalte, und häufigem Neid und Feindschaft.

Ich erinnere mich noch, wie misvergnügt wir beyde, meine Frau und ich, beym Antritte dieser neuen Laufbahn waren, wie kümmerlich wir uns in unsrer Wirthschaft behelfen mußten. Ich bekam nun nach einigen Jahren den Ruf als Lehrer nach Lautern in die Pfalz. Ich nahm hier Gelegenheit meinem Fürsten meine dürftigen Umstände vorzubringen. Er gab mir Zusatz, ertheilte meinem Bruder ein Amt, und ich blieb nun gerne bey ihm. Es gab noch andere Gelegenheiten, wodurch sich mein Gehalt nach und nach verbesserte. Endlich bekam ich im Jahre 1783 bey der sehr schweren Krankheit des Fürsten zum neuen Jahre noch einen anschnlichen Zusatz, und zu gleicher Zeit wegen der Krankheit des durchlauchtigsten Herzogen zu Meiningen ausser einem grossen Geschenke noch eine jährliche Pension. Ich muß hier noch öffentlich rühmen, mit wie vieler Güte man mich bey diesem herzoglichen Hofe behan-

delt hat. Ich besuchte ihn jährlich einigemal, und zählete jenen Aufenthalt unter die vergnügtesten Zeitpunkte meines Lebens. Man kann nirgendswo freundschaftlicher aufgenommen werden. Da ich nun bey meiner Abreise aus Deutschland dem Hofe zu nichts mehr nütz werden konnte, so habe ich meine Pension mit ernstlichstem Danke resigniret. Ich war überhaupt die lezte Zeit völlig in den Stand gesezt, in Deutschland ordentlich leben und noch was ersparen zu können. Ich hatte ausser dem auch beträchtlicheren praktischen Verdienst. Ich habe aber alle diese meine Glückseligkeit im deutschen Reiche nicht lange genossen. Ich werde alles sagen, wie das zugegangen ist, wenn ich vorher noch einige andere Geschichtchen angebracht habe. Ich halte dafür, wer doch einmal angefangen hat, von sich selber zu erzählen, der soll entweder alles sagen, oder nichts. Eben just nicht sogar alles, wie Rousseau in seinen Confessionen, doch alles was man von ihm zu wissen verlangen kann.

In dem einsamen Brückenau hatte ich Winterszeit Muße genug zu studieren. Ich thate

was

was ich konnte, konnte aber nicht alles was ich wollte. Es fehlte mir an nichts so sehr, als an Geld und Büchern. Mein Gehalt sammt praktischem Verdienste, war gering, und reichte kaum hin zum nöthigen Auskommen. Es mangelte also noch meinem Geist und Körper auf allen Seiten. Bey allem dem mußte ich hören, als ich nach Fuld kam, daß einige Männer vom Stande, um mich als Arzt verdächtig zu machen, und mir etwas Böses nachzusagen, mich einen Belletristen hiessen. Vielleicht kam es daher, daß ich in Brückenau etwas vom Kurorte schrieb, welches nicht ganz im Protocollstyl abgefasset war, oder weil ich dort manchmal einige Sinngedichte, Brunnenlieder, einige muthwillige Gelegenheitsgedichtchen gemacht hatte. Ich machte sie ohne alle Anweisung zur Dichtkunst. So gering sie auch seyn mochten, so war doch damals im ganzen Lande keiner, der es besser konnte. In Fuld so wie im ganzen katholischen Deutschlande war noch wenig Liebe zu schönen Wissenschaften. Hier und dort fieng einer an, in Gellert oder Rabener zu blättern. Um wieder auf meine Dichtkunst zu kommen, so muß ich auch erzählen, daß ich einstens ein Com-

pen-

pendium von geistlichen Liedern verfertiget habe, die soviel ich mich noch erinnern kann, wirklich nicht übel gerathen waren. Ich fand nachher keine Lust mehr an deutschen Gedichten, und warf so auch meine eigene Arbeit unter alte Papiere. Ich muß doch hier eine einzige Probe hersetzen, die ich noch ganz allein wieder gefunden, und 1768 verfertiget habe. Ich habe dieses Ding zwar vor mehreren Jahren einigen mitgetheilet. Ich zweifle aber doch, ob es öffentlich ist bekannt geworden. Voraus muß ich alle Doktoren und Doktoranden um Vergebung bitten. Sie müssen denken, es ist ein Gedicht, und zwar ein Gedicht von einem Naturalisten. So nennte ja Bahrd die Ungelernten.

Der

Der Doktor.

Apoll der Fürst der Musen
Der Fürst vom Weisheits Thron
War einstens sehr geschäftig
Auf seinem Helikon.

Dort schuf er edle Künsten
Die keiner schätzen kann.
Er sprach: getreue Musen,
Nehmt euch der Künstler an.

Die schlauen Töchter fragten:
Ist denn kein Lohn bedingt
Für jenen, der durch Fleisse
Sich über andre schwingt?

Es schien den Gott der Künsten
Der Musen Sorg zu freun.
Er sprach: ich will ihn lohnen,
Er soll ein Doktor seyn.

Die Töchter fragten weiter:
Und strafst Du jenen nicht,
Der Dich und Uns verachtet,
Nur dumme Possen spricht?

Er sprach, ihr schönen Kinder!
Ich find auch dies für gut.
Gebt ihm die Narrenkappen,
Dem Doktor einen Hut.

So ist bey diesen beyden
Der Unterschied gemacht.
Der Doktor sey geehret,
Und nur der Narr verlacht.

Merkur ward beygerufen,
Ihm sagt der Musengott:
Geh, mache Hüt zur Ehre,
Und Kappen blos zum Spott.

Der Doktor den wir lieben,
Sey mit dem Hut geziert.
Dem Narrn gieb seine Kappen,
Die ihm nur Hohn gebiert.

Merkur gieng nach Befehle,
Er lächelte und gieng.
Er dachte: Narr und Doktor
Zwey wunderliche Ding!

Von Wachs hat er gebildet
Die Kappen und die Hüt.
Er legt sie unbedachtsam
Hin, wo die Sonne glüht.

O Unglück! Hüt und Kappen
Zerschmolzen bald zum Brey.
Merkur nahm diese Masse
Und bildete aufs Neu'.

Er machte wieder Hüte,
Jedoch versteht es sich,
Daß von dem Teig der Kappen
Auch was mit unterschlich.

Hieraus nun mag es kommen,
Daß izt noch Leute sind,
Die glauben, daß am Doktor
Man auch was Närr'sches find.

Als ich noch Physikus in Brückenau war, drohte mir schon einstens ein Ungewitter, wodurch es vielleicht um all mein künftiges Glück im Lande hätte können geschehen seyn, wenn ich nicht zeitlich gesucht hätte, mich mit möglicher Bescheidenheit durchzuschleichen. Es war damals die Zeit, wo der berüchtigte Tisserant die Deutschen äffete. Tisserant hatte arglistige Kunstgriffe, konnte für den ersten Augenblick die Zuschauer überraschen, und hatte in seinen Handgriffen unendlich viel vor einem Calliostro, Gaßner und Mesmer voraus. Allein es war sonst ein roher Kerl. Es fehlte ihm auch noch andre Beyhülfe, um die Welt mit Fortdauer betrügen zu können. Denn bey unsern erleuchteten Zeiten muß jeder Betrüger auch seine vertheidigende Parthien haben: man muß wie Gaßner Mönche und fromme Schwärmer, oder wie Calliostro, Maurer, Illuminaten und Consorten, oder wie Mesmer die beaux esprits zum Anhange haben. Immer so etwas gehört dazu, um für Thorheiten, Schwärmerey oder Unsinn, ein beliebtes Vehikulum zu haben. Alsdenn erst ist man seiner Sache sicher. Andere arbeiten, vertheidigen, deklamiren, embelliren: die

die Hauptperson kann ganz ruhig bey der Sache seyn, und ihr Schäflein scheeren.

Tisserant ein roher französischer Bauer oder Schlachter, durchreisete im Jahre zuvor die fromme Gegend von Cölln, als Pilgrim gekleidet, und wirkte seine Wunder als heiliger Mann, wo ihm denn Professionen entgegen wallfahreten. Nun wandte er sich gegen die Pfalz. Ein Avanturier in Uniform, der sich für einen spanischen Major ausgab, gesellte sich zu ihm, arrangirte ihn, soviel es ihm möglich war, nach dem Tone der in besseren Gegenden als Cölln herrschen mochte. Tisserant muste seinen Pilgrimshabit ablegen, und als außerordentlicher Meister in der Wundarzneykunst seine Stückchen machen. Tisserant, hieß es, hatte diese Künste von den Wilden in Canada gelernet, und bey den Wilden holete er seine kostbaren Arzeneyen (ungefehr Wachs, Oel, Altheefett, Pappelnsalbe u. dgl.) und bey den Europäern fand er die Narren, welche dieses alles glauben mochten.

Wer hätte es aber auch nicht glauben sollen? der Major selber, hieß es allenthalben,

hat es an der fürstlichen Tafel oder in der adelichen Gesellschaft erzählet. Man muß hier bemerken, das es in den bischöflichen und manchen fürstlichen Residenzen des deutschen Reiches gar vornehm hergeht. Man nimmt nicht leicht einen geheimen Rath, wenn er nicht von Adel ist, einen Hofrath gar nicht, an Tafeln oder in die adeliche Gesellschaft zum Spiele, aber wohl jeden Betrüger, Spieler, Exbedienten, wenn er auch nur in Lieutenants-Uniform maskiret ist. Man muß da Ahnen oder Uniform haben, sonst bedeutet man nicht viel mehr als ein Handwerksmann. Ich habe vornehme reiche Herrn gekannt, die auch den elendesten Kerl zum Führer oder Hofmeister für ihre Söhne nahmen, blos weil er etwa unter einem Freycorps oder sonstwo Offizier gewesen war, und daher nun in allen vornehmen Gesellschaften und bey den vornehmsten Damen Zutritt hatte. So war es denn nun auch der Fall mit gedachtem Major, der an Höfen und bey Damen weit glücklicher war, als wenn er wirklich ehrlicher Mann oder Mann von Verdiensten gewesen wäre.

Tisse-

Tisserant hatte indessen immer noch etwas von seinen heiligen Grimassen an sich. Er lief manchmal während seinen Operationen an das Fenster, rief den Himmel an, machte das Kreuz, bethete, u. dgl.

Tisserant operirte hauptsächlich Lahme, Taube, Stumme, Engbrüstige, Fallsüchtige, Kröpfige. Die Kurart war komisch und auffallend, beruhte aber meistens auf Prügeln und Stössen. Er operirte an Höfen oder sonst in einem grossen Saale öffentlich und gratis. Aber alsdenn schickte er die Operirten in ein Nebenzimmer, wo seine Frau und sein Knecht die Patienten noch mit einer Salbe, Pflaster, oder gutem Rathe expedirten, und ihnen nach Proportion Geld abnahmen. Allenthalben bekam er nun noch Geschenke aus den Landkassen, von den Fürsten, Vornehmen; wurde frey gehalten, und bekam zur Sicherheit (sein Geld fortzuschleppen) Husaren oder Reuter zur Begleitung bis an die Grenze: denn die Aerzte und Wundärzte, sagte selbst der Major, strebten ihm nach dem Leben.

Die guten Aerzte und Wundärzte! — Und sie zeigten doch so deutlich, daß sie auch Menschen waren, die sich vom Neuen und Wunderbaren hinreissen liessen, und daß sie meistens in ihrer Kunst seichte Aerzte und Wundärzte waren. Sie dienten ja dem operirenden Tisserant öffentlich als Handlanger, bewunderten ihn, küsseten ihn, und waren selber in Stupidität extasirt.

Tisserant operirte nun zu Mannheim, Mainz, Frankfurt am Mayn, Dreßden allenthalben mit Beyfall und Bewunderung. In Frankfurt schrieb ein Arzt, Dr. Hofmann, über Tisserants Kuren, hielt ihn für einen Schwärmer, nicht für Betrüger. So bescheiden auch Herr Hofmann geschrieben hatte, so war doch alles bös auf ihn. Von Frankfurt kam Tisserant nach Fuld, blieb nur fünf oder sechs Tage wie überall, und hatte dasselbige Glück. Der damalige Oberamtmann von Brückenau, der auch in Fuld war, die Wunderkuren anzusehen, überredete mich, gleichfalls dahin zu kommen. Tisserant operirte just bey Hofe. Ich gieng auch dahin, wollte in den Saal, wo operiret wurde. Ich war wenig be-

kannt in Fuld, und nun erst das zweyte Mal in meinem Leben in der Stadt. Ein Grenadier, dem etwa schon durch Eigebung eines Schutzengels mochte geahndet haben, daß ich böse Dinge im Schilde führte, ließ mich nicht passiren, schickte mich mit einem Stoß auf die Brust zurück; er hatte mich vermuthlich für einen Fremden angesehen, weil er mir so viel Ehre that. Ich gieng zu einem Cavalier, der mir einen Bedienten mitgab, so daß ich eingelassen wurde. Ich sah da die Wunderdinge, die schnakigen Handwirkungen Tisserants, den Beyfall, das Amüsement.

Abends, als ich im Gasthofe war, sezte ich mich hin, schrieb nach Wirzburg, daß Tisserant ein Betrüger, und alle seine Vertheidiger schwache Köpfe wären. Ich schrieb an meinen Oberamtmann, der bey einem andern Cavalier logirte, ungefehr folgendes: der Fürst von Fuld könnte sich vor vielen Fürsten auszeichnen, wenn er Tisserant als einen Erzbetrüger ließ ins Zuchthaus setzen, oder wenigstens ihn fortjagen ließ, ohne ihm das geringste zu geben. Ich detaillirte seine Betrügereyen. Mein

Oberamtmann las den Brief, und las ihn wieder, und glaubte, daß es ihm geträumet hätte, oder daß ich verrückt wäre. Er zeigte den Brief dem Cavalier, bey welchem er im Hause war, der die Achseln zuckte, nicht wußte, was er aus mir machen sollte: doch verabredeten sie es beyde, zu meinem Besten keinem Menschen was von dem Briefe zu sagen. Da kam noch ein rascher Cavalier dazu, dem sie es doch anvertrauen mochten. Ich glaube, sagte dieser, Weikard hat Recht, wenigstens ist der Major eine Kanaille, und wenn er sich untersteht, noch einmal Abends zur Mad. — — zu kommen, so breche ich ihm den Hals. Unterdessen blieb es bey der Abrede, daß man nichts von dem Briefe sagen wollte.

Es war mir aber unmöglich, alles so gleichgültig auf meinem Herzen zu behalten. Ich schrieb was über Tisserants Kuren, ließ es drukken. Es war etwas ausführlicher als jenes, was ich nachher in dem Brochürchen Paroli au même von ihm geschrieben habe. Ich schickte einen der ersten abgedruckten Bogen meinem Oberamtmanne zu. Himmel! sagte er, wenn

Sie im Monde wären, und alle andere Menschenkinder auf Erden, so ließ ich es gelten, uns so eine Epistel zuzusenden. Wissen Sie nicht, daß alle Grossen am Hofe äusserst für Tisserant eingenommen sind, daß sie sich alle für beleidiget halten werden? — Kleine Höfe haben auch ihre Grossen, so gut als die Höfe der größten Reiche. Ihnen zu widersprechen, ist an einem Orte so gefährlich, als an dem andern. Was war da zu thuen? Ich mußte halt in Eile meine gedruckte Arbeit zu mir nehmen, bezahlen, verbrennen.

Unterdessen mochte doch hier oder dort was entweder von meinem Briefe, oder von meinem Brochürchen seyn bekannt geworden. Denn bald darauf war eine grosse Jagd nahe bey Brückenau. Die vornehmsten Domherrn, und andere Herrn waren da, um sich mit Sauschiessen zu amüsiren. Ich ward dahin gerufen, zu einem Patienten, kam Abends mit zum Tische dieser Herrschaften. Man mochte sich wohl vorgenommen haben, dem naseweisen Doktor, der sich wider Tisserant empöret hatte, seinen Theil zu geben, wenn er nur den geringsten Anlaß

gäbe. Man sprach in die Länge und in die Queere von Tisserants Wunderkuren. Ich rührte mich nicht. Man verlangte mehrmal meine Meynung. Man wiederholte auch wohl, daß nur ein Narr Tisserants Kuren widersprechen könnte. Ich hatte den Schnuppen, wie jener Fuchs. Kurz, der Doktor that, was er in seiner Jugend seltener aber nachher so oft gethan hat; er schwieg still und ließ Recht haben, wer wollte.

Meine Nachrichten konnten indessen in Wirzburg nicht soviel ausrichten, daß man dem Betrüger Tisserant das Operiren versaget hätte, obwohl dort meine Freunde Gebrauch davon machten. Allenthalben zeigte man das Gegentheil aus Briefen von Vornehmeren. Unterdessen wurde doch in Wirzburg dem Fortgange aller weitern Betrügereyen Tisserants und seines Majors auf einmal ein Ende gemacht. Professor Papius, ein einsichtiger und herzhafter Mann gewann einen gesunden armen Studenten, der sich an der einen Schulter lahm stellen mußte. Theils zur Sicherheit wider Anfälle des Pöbels, theils zur Bezeugung der Wahrheit

suchte

suchte er sich einige herzhafte Offiziere aus, denen er den gesunden Studenten zeigte, und die im Operirsaale dem Professor an der Seite standen. Als Tisserant nun die lahme Schulter hinreichend besehen, befühlt, und mit seinem Maasstabe gemessen hatte, bestimmete er endlich den Ort, wo die Verrenkung wäre. Einige unwissende Wundärzte befühleten und bekräftigten es. Nun ward operirt, und nach geschehener chirurgischen Handwirkung, wie gewöhnlich, Beyfall zugeklatscht. Aber wie stand da Tisserant und Major wie vom Donner getroffen, als Papius hervortrat, und mit seiner raschen Stimme den Betrug entdeckte. Kurz, auf einmal war die Komödie aus: Tisserant und Major giengen nach Hause, und fanden es für gut, sich selbige Nacht noch, oder am andern Morgen früh, aus dem Staube zu machen. Alle andere Fürstenthümer Deutschlandes blieben also durch diesen Vorfall von solchem Betrüger befreyt, wozu ich denn auch auf gewisse Art als Instrument gedienet hatte. Ich habe bey dieser Erzählung freilich nur eine alte, bereits vergessene Sache wieder aufgewärmet. Aber man kann, meines Bedünkens, solche Ge-

schich-

schichtchen nicht genug aufwärmen, und auf ihrer lächerlichen Seite zeigen. Die Welt bleibt ewig ein Kind, und wird Millionenmal sich von derselbigen Thorheit hinreissen lassen. Wir haben ja, leider! heutiges Tages, wo Schwärmereyen so allgemein werden, Beweise genug davon.

Wenn man so anfängt, sich um einige Reputation beym Publikum zu bewerben, so ist einem alles willkommen, was nur einigen Beweis von unserer Hochachtung bey Auswärtigen giebt. So ist es mit der Aufnahme in gelehrte Gesellschaften, und mit anderen Ehrentiteln. Ist man aber einmal seiner Sache etwas sicherer, so vergißt man alle diese Ehrentitel, sucht keine fernere, wenn sie nicht just unser Steckenpferd sind, und man verschweigt noch jene, die man bereits vor längerer Zeit erhalten hat. Ungefehr so hängt der alte Minister, der nun auf seinem Landgute in Ruhe lebt, seine Ordenszeichen an die Wand, und denkt nicht mehr daran, daß er sich einstens bey seinem ersten Auftritte am Hofe grosse Stücke auf diesen Glanz eingebildet habe. Ich ward von einigen gelehrten Gesell-

schaften zum Mitgliede ernannt. Ich mußte dieses alles bey Ausgabe eines meiner ersten Werkchen, meiner lateinisch geschriebenen Beobachtungen, auf Zudringen des Verlegers pleno Titulo hinsetzen, und habe in der Folge nie wieder Gebrauch davon gemacht Nämlich im Jahre 1770 erhielt ich das Diplom als Mitglied bey der kaiserlichen Academia Naturae Curiosorum. Eben auch in diesem Jahre wurde ich von der Churmainzischen Gesellschaft nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, und 1772 von der Curpfälzischen ökonomischen Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen.

Ich war kaum einige Jahre in Fuld, so fieng ich an die unseligste Nervenkrankheit zu bekommen. Ich habe hiervon schon in meinen anderen Schriften genug gesagt. Es ist aber doch ein nöthiger Umstand, der auf mein künftiges Betragen, auf die Art mich in Gesellschaften zu produziren und zu verhalten, ungemein viel Einfluß hatte. Ich suchte diese Anfälle immer zu verbergen, ward bös darüber, wenn ich glaubte, daß man sie bemerket hätte, und bekam sie ärger. Am Tische suchte ich mir mit Weine

zu helfen; ausser dem Tische gab es Grimassen, Züge in den Augen, Lippen, Unruhe im Körper, in Geberden. Ich nahm Toback, ich schneuzte mich. Gott! welche hundert Bewegungen und Hülfsmittel nahm ich zu Hülfe, um mein Leiden nur etwas zu verbergen. Welche Marter, wenn mich da ein unangenehmer Gast fein lange in solcher Unruhe erhielt. Bey argen Anfällen waren mir sogar meine Angehörigen zuwider. Dem Himmel sey es gedankt, daß mir wider diese Beschwernisse der Winter in Petersburg so wohl bekömmt, obwohl ich sie im Frühlinge mit Gichtschmerzen bezahlen muß. Aber im Sommer, wenn sich nur eine Gewitterwolke von ferne sehen läßt, ohne zu donnern: so bin ich schon ein elender Mensch. Diese Krankheit war auch noch eine Quelle meiner Schüchternheit: oder man hielt mich oft für embarrassirt, da es bey mir nichts als Unruhe von Nerven oder besser zu sagen, vom Magen war. Die Ursachen, warum ich dazu gekommen bin, sind ohngefehr folgende: häufiges Aderlassen, ganz unmäßiges Aderlassen, wozu mich ein närrischer Professor beredete, um nicht Blutspeyen oder Schlagfluß zu bekommen; die Hofkost, Kummer

mer, Sorge, Studieren, Gichtmaterie, Angst und Furcht bey gefährlichen Patienten. Meinetwegen mag man auch auf Venus, Bachus, einigen Antheil der Ursache wälzen. Genug, daß ich so viele Jahre lang mehr gelitten habe, als ich hier beschreiben kann, und daß mich diese Nervenunruhe zuweilen auch noch in so manche Verlegenheit sezt. Wunderlich war es, daß ich bey allem dem ziemlich Muskelkraft behielt, wiewohl ich sie auch nach jedem Nervenanfalle etwas geschwächet fand. Ich konnte es in körperlichen Uebungen Troz vielen aushalten, wenn sich nicht Schwindel, Beängstigung oder andere Nervenunruhe ins Spiel mischeten.

Was thut man nicht aus Mismut, sagte jenes Mädchen, als man es fragte, wie es zu einem Kinde gekommen wäre. Was thut man nicht aus Mismut, sagte ich, als man mir sagte: wie hat es ihnen einfallen können, in einem erzkatolischen Lande so ein Ding, wie der philosophische Arzt ist, auf die Welt zu bringen? Ich war mismütig, misvergnügt, kränklich, fand noch bloß Vergnügen am Lesen,

Den=

Denken, Schreiben, so lang es mir meine quälende Beängstigungen, Schwindel, und Herzensstösse gestatteten. Ich ruhete bey solchen Anfällen aus, suchte mich zu erholen, studierte wieder, bis ich meine Anfälle wieder bekam. In solchen Schmerzen und Aengsten sind alle meine Geburten zur Welt gekommen. Doch fand ich immer wieder bey ruhigen Augenblicken am Denken und Schreiben Wollust.

Ungefehr gegen das Jahr 1773 fieng ich erst an, den Rest der von meiner Muhme erhaltenen Erziehung ganz abzuschütteln. Ich wurde überhaupt vollkommen Zweifler, war mistrauisch, und wollte bey allem Ueberzeugung haben. Ich fand, daß wir durchaus destomehr in Irrthum und Vorurtheilen aufwachsen, jemehr an unserer Erziehung gekünstelt wird. Mit Erstaunen und inniger Lust hörte ich manchmal ein noch unerzogenes Kind die uns heiligsten Wahrheiten rund hinweg läugnen, weil sie ihm unbegreiflich und gar nicht natürlich waren. Wenn wir nicht werden wie die Kinder, dachte ich, so werden wir nie zum Tempel der

Wahrheit gelangen. Wie traurig ward ich, da ich mich alle Tage mehr überzeugte, daß unser Leben so beschaffen sey, daß man die eine Hälfte dazu anwenden müsse, das wieder zu vergessen, was man in der anderen Hälfte gelernet hat. Alle Tage bestrebte ich mich Lehren und Grundsätze zu vergessen, und schämete mich, daß ich sie einmal angenommen hatte. Kein Mensch war so dick in Vorurtheilen und Finsterniß aufgezogen, als ich. Ausserdem, daß ich in Hammelburg oft selber die Kerzen gehalten, Amen und et cum Spirito tuo gesagt hatte, wenn ein Franziskaner eine Behexte oder Besessene in der Arbeit hatte, so war gewiß auch sonst keine Gattung von Aberglauben und Vorurtheile, die man mir nicht fest in Herz und Kopf gepflanzet hatte. Und mit meiner lieben heilsamen Kunst sah es nicht viel besser aus. Ich hatte eine nagende Herzensangelegenheit, mich immer besser zu unterrichten. Ich war heimlich jaloux über andere, die besseren Unterricht genossen hatten. Fast freuete ich mich, wenn ich sah, daß sich andere zerstreueten, und nicht soviel studieren konnten als ich. Doch war das nur vorübergehende Schwäche. Wer eins

aus dem anderen zu schliessen weiß, wird mir vielleicht, da ich die Geschichte meiner Studien erzählete, nicht viel besseres zugetrauet haben. Und leider lernte man auch auf Universitäten, die weit prächtiger klingen als Wirzburg, besonders um jene Zeit, nicht viel besseres, aus gelehrten Schriftstellern manchmal nicht viel besseres. Im Ganzen lag nun ungefehr folgendes Glaubensbekenntniß in meinem Herzen: **Ich glaube alles, was wahr ist, und vermuthe sehr wahrscheinlich, daß das meiste, was man mich bisher hat glauben gemacht, platte Unwahrheit ist.**

Freilich gieng es wohl leichter an, in der Medizin zu zweifeln, alte Lehren abzuschütteln, sie lächerlich zu machen, oder über den Haufen zu werfen. Es haftet dort kein Bann, kein Scheiterhaufen darauf. Das ärgste was man zu besorgen hat, ist, daß man sich mit einigen Halsstarrigen im Federkriege herum duelliren muß. Aber in Religionssachen ist es ganz ein anderes Ding. Da ist es nicht erlaubt zu denken, zu zweifeln, zu läugnen, wenn man nicht ausgepeitschet, verbrennt oder wenigstens ewig

ins

ins höllische Feuer will verwiesen seyn. Das allerschlimmste ist noch, wenn sich jemand soweit vergißt, etwa gar einen geistlichen Orden oder sonst eine Ehrwürdigkeit anzutasten. Alsdenn hat man die schlimmste Sache auf der Welt. Denn wer eine Geistlichkeit angreift, der hat Gott, den Staat, die Religion, die Engel und den Teufel beleidiget. Alles dieses wissen sie geschwind unter einander zu mischen. Es ist ja noch immer so auf dieser besten Welt gewesen:

> Qui meprise *Cotin* n' estime point
> son Roi
> Et n' a selon *Cotin* ni Dieu, ni foi,
> ni loi.

Für einen unbefangenen Zuschauer war es eine Lust zu beobachten, wie sich bey erster Erscheinung des philosophischen Arztes nach und nach Wolken bildeten, zusammenzogen und endlich in das abscheulichste Donnerwetter ausbrachen. Ist denn kein Donnerkeil mehr am Himmel, schrie ein Bettelmönch von der Haupkanzel, der herunter schiesset, so eine gottlose Kreatur in den Boden zu stürzen? — Armer Major! —

armer Philosoph, wie wirst du aus dem Handel kommen? In allen Kirchen wurde über den abscheulichen Freigeist geprediget: der Pöbel wurde aufgehezt, dröhte Insolenzen. Ich war wie von der Gemeinde verstossen. Freunde und Freundinnen weinten aus Mitleid für mich und meine arme Seele: andere halfen treflich dazu, einen Scheiterhaufen vorzubereiten. Es herrschte einmal ein hitziges Fieber zu Abdera, welches sich, soviel ich mich erinnere, am siebenden Tage endigte, aber die Leute, die daran gelitten hatten, in Komödianten umänderte. Das konnte nun weiter niemand viel schaden, sondern diente noch zum Amüsement. Aber bey uns war es ganz was anderes. Denn nach jedem Klosterfeste (Rausch ist ja auch ein Fieber) lärmeten die Herren aufs neue wie rasend. Oder sie gehörten unter jene ausgepfiffene Trauerspieler, die da coram Populo erwürgen oder verbrennen wollten. Mir greuelte immer vor jedem Colloquium; ich wußte gewiß, daß bald hierauf wieder aufs neue um exemplarische Züchtigung des göttlosen Freigeistes sollicitiret würde. Das geringste war die Landsverweisung. Er muß im Elende verschmächten, sagten die Versöhner

söhner mit Gott, er muß verhungern, dies sey seine Strafe, wie seines Freundes Helvets. (Das wußten sie nun freilich nicht besser). Auch meine Freunde scheuten sich mit mir zu gehen, neben mir zu sitzen. Man verfolgte jene, die nur irgend einmal mit mir besondern Umgang gehabt hatten. Es entstand Inquisition. Ein alberner halb wahnsinniger Mönch P. Sch. war die Hauptperson. Man zitirte meine Zöglinge, man visitirte einigen die Bücher, nahm alles weg, was französisch, oder von Protestanten war, z. B. einem meiner Freunde nahm man Gellert, Hallers Gedichte, und alles französische weg, und suspendirte ihn von seinem Dienste. Und so wurde denn auf allen Seiten fortgeraset.

Ich hatte bey allem Lerm die einzige Hauptunruhe nur dadurch, weil mein guter Fürst hierbey auf möglichst ungestüme Art behelliget, und immer beunruhiget wurde. Um doch etwas in der Sache zu thun, ließ er ein geschärftes Bücherverbot ergehen, wo der philosophische Arzt bey funfzig Thalern Strafe verboten wurde. Vorhin war schon von der Inquisition ein

Befehl in die Schulen der Studenten ergangen, daß der Student, welcher den philosophischen Arzt besässe, excludiret seyn, und der Anzeiger einen Dukaten haben sollte.

All dieser Lerm entstand sogleich auf Entstehung des ersten Theils. Aber eben auch in diesem Theile war es den Kaputzen zu sehr an das Heiligthum gegriffen. Zu meiner Bekehrung mag aber diese Art der Sanftmut nichts beygetragen haben. Ich bestärkte mich fast meistens in meinen Meynungen, lieferte beynahe jede Messe noch einen Theil nach dem anderen. Was mich noch ärgert, ist, daß ich es mit einigen Journalen aufgenommen habe. Es geschah aber blos daher, weil jedes auswärtige Journal, welches wider mich war, von meinen Feinden als Beweis und Urkunde ad acta genommen wurde. Einer dieser Männer hat noch spät seine Sünden bereut, und die Briefe gezeigt, worinnen man ihn aufgefordert hatte, mich recht lebhaft zu attaquiren. Reichs-Fiscale, und alles mögliche wurde von den Dienern Gottes zu meiner Zernichtung aufgefordert.

Die Zeit, die so vieles ändert, hat auch in diesem Stücke sehr viel gewirkt. Der gemeine Mann, von welchen mancher lieber sterben, als sich von mir kuriren lassen wollte, lernte mich endlich besser kennen, bekam Lieb und Zutrauen zu mir, vielleicht mehr, als sich irgend ein Arzt in einem Lande rühmen kann. Noch eins darf nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit auch alle Teufel in Besessenen es mit mir zu thuen hatten, über mich schimpfeten, mich erwürgen wollten, und dabey gegen ihr eigen Interesse auf alle Weise zu erkennen gaben, daß es dumme Teufel waren. Einer von diesen bösen Kerls wurde noch im Jahre 1775 zu Fuld im Spital von eines Mädchens Leib aus zum Fenster hinaus getrieben. Ich habe mir damals aus geführten Protokollen erbauliche Anekdötchen gesammelt. Auch das Unheil bey Gaßners Teufeln wurde mir noch großen Theils zur Last gelegt. Was doch oft ein einziger Mensch, der die Lehren seiner Muhme vergißt, in der Welt für böses stiften kann!

Ich bitte aber hier jeden katolischen Franken, Rheinströhmer, Donauer, Westphälinger

ger oder Schwaben, bey dieser Geschichte etwa nicht die Nase zu rümpfen, und sich über mein Vaterland lustig zu machen, oder sich klüger und besser zu dünken, besonders wenn er sich in jene Jahre zurük denkt, wo diese Auftritte geschehen sind. Ich kann mir es selber mathematisch demonstriren, daß ich in jedem anderen katolischen Lande noch weit schlimmer würde davon gekommen seyn. Selbst der ehrliche Faustin *) würde mir dieses Zeugniß geben. Gewiß ist man, was Toleranz, Freiheit, vielleicht auch Aufklärung betrift, in Fuld verhältnißmäßig immer soweit, als irgendwo andere Katoliken sind **). Ich gestehe es auch gerne, daß es nicht bescheiden und nicht überlegt genug war, so ein Ding in einem katolischen, wohl auch in einem protestantischen Lande zu gebären. Aber was thut man nicht aus Mißmut, hat das Mädchen gesagt! Ich habe nun das Glück, als freier Mensch in einem Staate zu leben, wo man dem Geistlichen keine unumschränkte

*) Philosophisches Jahrhundert.

**) Will freilich im Ganzen noch sehr wenig sagen.

schränkte Gewalt einräumt, wo ihre ganze Verfassung zur Dultung, Vermeidung aller polemischen Zänkereyen und zur Bescheidenheit abgemessen ist. An einem solchen sicheren Standorte sieht man am ehesten die Gefahr, in der man vorher gewesen ist, ungefehr wie der Seefahrer, der aus dem stürmischen Meere glücklich in den Hafen eingeloffen ist.

Wie bin ich so froh, daß mein Mann nicht schreiben kann, sagte eines Professors Frau, als sie sah, daß über mein Schreiben so großer Lerm entstand. — Freilich ist dieses auch eine sehr zuverlässige Gattung von Sicherheit.

Zum Glücke für alles, was in Dummheit, Schwärmerey, Aberglauben und Pfafferey einschlägt, kam zu jener Zeit gleichsam wie vom Himmel gesandt, ein rechtes Spezifikum und Gegengift wider alle Philosophie und Menschenverstand. P. Gaßner, ein drolliger, alberner Pfaff, kurirte da in Schwaben und Franken, und wirkte Wunder durch Priesterkraft. Alle Krankheiten waren vom Teufel, und nur

ein gesalbter Priester war der Mann dafür. Das gab Lerm und Victoria soweit es nur Kaputzen und Schwarzröcke gab. Nun fühleten die Männer erst, was sie bisher vermocht, und nur nicht früher dran gedacht hatten. Sie schienen auf einmal alle noch mehr als eine Spanne höher über andere Menschen hinaus gewachsen zu seyn; und sahen mit Mitleid und Verachtung auf uns ungesalbte Layen herab. Alle Städte und Dörfer liefen nun voll Vicegaßner, Emissarien, Substituten, Pfuscher, privilegierte Teufelsbanner u. dgl. Das Volk war in Schwärmerey gebracht, lief schaarenweis mit so einem wütigen Mönchen auf den Strassen, wie ich es selber gesehen habe. Man schmiß in Häusern, wo ungefehr der Mönch eintrat und operirte, Thüren und Fenster ein, um sich zu dem Wunderthiere zu drängen. Bischöffe, wenn sie auch nicht mit hingerissen waren, sahen sich in der Nothwendigkeit, einige aus ihrer Diöcese auszuwählen, und zur öffentlichen Teufelsbannerey zu privilegieren. Es erschien ein Brochürchen um das andere, worinnen der teufelische Ursprung der Krankheiten, und die Priesterkraft aus heiliger Schrift, wie immer jede

Pfaf-

Pfaffenthorheit ganz handgreiflich bewiesen ward. Allenthalben kurirte man nun in nomine Patris et Filii, und sagte dem armen Teufel Sottisen, daß er zu bedauren war. Und welche Glorie, als erst noch Leibarzt von Wolter in München, Herr Lavater und leider! so manche andere sich durch Mönchsschwärmereyen überraschen liessen.

Wehe dem, der sich in jenen Tagen unterfangen mochte, ein Wort dawider einzuwenden. In allen frommen Ländern war man äußerst aufmerksam auf alle Böswichte, die Gaßners Wunder bezweifelten. Aber mit Erbauung erzählete man es, daß ein regierender Reichsfürst dem Wundermanne zur Messe gedienet hatte, daß ihm dieser und jener fromme Bischof seine Ehrfurcht bezeuget hatte. Erdbeben, Hunger, und Pest war jenem Lande gedroht, wo ein einsichtsvoller Bischof einen Hirtenbrief gegen gaßnerische Schwärmereyen ergehen ließ. Da war nun mancher Zweifler in Gefahr, Freiheit, Glück, ja Leben zu verlieren. Mein Bruder, der damal noch Advokat war, hatte die Unbesonnenheit einem seiner Freunde durch einen Dritten

die Reise nach Ellwangen zu Gaßner abrathen zu lassen, und ward vor den geistlichen Richterstuhl zur Verantwortung gefordert. Eben dieses wiederfuhr noch einigen anderen. Es ward nun wieder bey dieser Gelegenheit fleissig auf mich gelauert. Ich war so ziemlich auf meiner Hut, that aber unter der Hand mein Mögliches alles aufzutreiben, was wider Gaßner und Conföderirte war, und communizirte es meinem Fürsten und einigen Geistlichen am Hofe, welches wackere Männer waren, und ziemliche Beihülfe leisteten. Einmal drang eine vornehme Geistlichkeit gewaltig auf mich, ich sollte die Gewalt der Priester anerkennen, und gestehen, daß dieser lungensüchtige Mönch, der bey Gaßnern gewesen wäre, nun geheilet wäre. Meinetwegen, sagte ich immer. Als man aber zuviel auf mich drang, und sich auf das Ansehen einer noch vornehmeren Geistlichkeit berief, versicherte ich, daß sämtliche Herren nichts davon verstünden, daß der Lungensüchtige nicht kurirt wäre, und nicht vier Wochen leben würde. Er starb fast ehe, als vier Wochen vorüber waren. Unter der Hand schrieb ich mein Paroli au même oder Tisserant und Gaßner, brachte

falsche

falsche Züge hinein, um mich nicht zu erkennen zu geben. Im Anfange war es nöthig, so was incognito zu schreiben. Nach einigen Jahren war die Gaßners Hitze ziemlich vertobet, und ich machte von meiner Autorschaft kein Geheimniß mehr.

O Wahrheit! Wahrheit! Mit Steinen muß man nach dir werfen, wenn man vergnügt und ruhig leben will. — Ungefehr so was habe ich einstens bey einem deutschen Gelehrten gelesen, und der Mann hat ewige Wahrheit gesagt.

Ich habe aber in Fuld noch mehr gethan, als Kranke besorgt, philosophischen Arzt geschrieben, mich wider Tisserant und Gaßner opponiret. Ich bin auch Professor gewesen, habe Kalender geschrieben, bin aber auch bald wieder von beyden abgekommen. Es wird gleich erzählet seyn, wie dieses alles geschehen ist.

Ich fieng in den siebenziger Jahren an, sechs Jahre lang die Materie zu den Kalendern zu liefern. Jeder fuldische Unterthan war ge-

zwungen

zwungen einen Kalender zu nehmen, der ihm sehr wohlfeil gegeben wurde. Ich hatte bey Verkauf und Ertrag keinen Antheil. Aber dieser Weg schien mir allzubequemlich, dem Landmanne Wahrheiten beyzubringen. Ich musterte das Aderlaßmännchen, die Wetterprophezeihungen, und andere unnütze Dinge aus, schrieb dagegen populäre Abhandlungen aus der Landwirthschaft, Anweisungen für die Gesundheit, und bekämpfte besonders Aberglauben, Hexen, Gespenster. Herr Zwirlein hat die meisten dieser Aufsätze in der Herausgabe meiner vermischten Schriften gesammelt und herausgegeben. Diese Arbeit war äusserst auffallend. Im Anfange sträubten sich die Bäuern und schimpfeten überlaut über den dummen Kalendermacher. In einem Dorfe, wo in der Nähe ein Kloster ist, trugen die Bauern ihre Kalender als gottloses Zeug zusammen, und verbrannten sie auf einem Scheiterhaufen. Sie gewöhneten sich aber nach und nach daran, lasen sie endlich gerne. Ich gab aber jähling diese Arbeit auf, da ich wegen dem philosphischen Arzte so gewaltig in der Hitze war. Da hörte ich nun auf einmal auf, Kalendermacher zu seyn.

Pro=

Professor bin ich auch gewesen. Ich war noch kein Jahr in Fuld, als der erste Leibarzt abdankte, und sich eine geringe Pension bedung. Hierbey gab es einige Veränderungen, da er verschiedene Dienstchen hatte. Mir ist weiter nichts, als die zweyte Lehrstelle bey der medizinischen Facultät, die damals nur hundert Gulden eintrug, endlich auf 150 verbessert wurde, zu Theil geworden. Ich gab mir viel Mühe mit den Lernenden. Ich darf es ohne Eigenliebe sagen, ich war der fleissigste Lehrer, und die Schüler liebten mich, da ich mit Leib und Seele erkläre, wenn ich was zu sagen weis. Im Sommer hielt sich der Fürst eine halbe Meile von Fuld auf einem Lustschlosse auf, wo er auch einige Winter blieb. Ich ritt also fleissig in die Stadt, las mein Collegium. Nun fielen da oft Universitätsfeste vor, wo man mit dem Docktors Mantel auf die Wache zieht, entweder in solcher Parade in Aula sizt, etwas albernes anzuhören, oder in die Messe geht, z. B. bey Promotionen, *) Seelämtern für ver-

*) Bey einem Vernünftigen brauche ich nicht zu erinnern, daß auf einer solchen Universität äusserst

verstorbene Professoren, bey Renovationen, Wahlen u. dgl. Mir war das Geschäft eines Lehrers wichtig, aber nicht diese Nebenpossen. Ich betrachtete diese Tage als Ruhetäge für mich, wo ich nicht nöthig hatte nach Fuld zu reiten, oder wo ich weit was besseres thuen konnte. Aber bey unseren wichtigen Universitätsmännern war die Sache ganz anderst. Es liefen ja selbst ihre Weiber in die Kirche oder auf die Strasse, um zu sehen, wie schön der Mann durch den Docktorsmantel gezieret war. Es gab unter ihnen Lehrer, die Jahrenweis kein Collegium hielten, aber doch fleissig zu solchen Universitätshannswurstereyen giengen. Dies waren die Männer nach unserem Fusse. Niemand sprach ein Wörtchen dagegen. Aber über mich armen Sünder wurde eine Session nach der anderen gehalten, besonders da ich einstens zu einem solchen Akte nicht gekommen war, wo jeder Professor (welches jährlich geschieht) muß

Glau-

äusserst selten medizinische, aber oft juristische, theologische, und philosophische Promotionen vorkommen. Ich habe während meinem Professoramt gar keine medizinische erlebt.

Glaubensbekenntniß ablegen und Juramente schwören. Um also aller Chikane ein Ende zu machen, legte ich meine Lehrstelle nieder, wofür mich hernach mein Fürst schadlos hielt. Man muß hier bemerken, daß die theologische und philosophische Fakultät von Mönchen besetzet sind. Mönche machen also das Haupt-Corpus aus, und dirigiren die Universität. Der übrige Rest von Professoren besteht ziemlichen Theils aus Leuten, die sich alles gefallen lassen, oder gefallen lassen müssen. Oder es waren zum Theile boshafte kleingeistige Kerls, die mit cabalirten. Von einer solchen Universitätsverfassung wird man freilich anderwärts keine Idee haben; aber es giebt dort wieder andere Gebrechen, die eben so abscheulich sind. Cabale, Handwerksneid, Pedanterey lassen nirgendwo einen Lehrer, der ein ehrlicher Mann und natürlicher Mensch ist, in Ruhe.

Den Zöglingen war mein Verlust am empfindlichsten. Ich lehre sehr gerne, aber nur bey Köpfen, wo Fähigkeit und Eifer ist. Nun hieng es von mir ab, mich mit einem Zöglinge abzugeben, wo und wann ich wollte. Ich wäh-

lete mir daher meistens in den Jahren, wo ich nicht mehr zur löblichen Heerde der öffentlichen Professoren gehörte, einen oder zween aus, gab ihnen zuweilen aus Mitleid und ohnentgeltlich Collegien, half ihnen sonst, so viel es in meinen Kräften war. Ich glaubte für das gemeine Beste nichts nützlicheres leisten zu können, als wenn ich zu Bildung junger Aerzte mein Mögliches thäte.

Man sieht aus allem, daß es gewisse Menschen gab, die ihre ganze Thatkraft dazu anwendeten, mich ihre boshafte Tücke fühlen zu lassen. Ich war aber auch, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, bey manchen selber Schuld daran. Ueberall griff ich Aberglauben, Unsinn, Vorurtheile, Ungerechtigkeit, Thorheiten, mit der mir angebornen Freimütigkeit an. Ein vornehmer Narr war in meinem Sinne, etwa den glänzenden Rock ausgenommen, nicht mehr nicht weniger als gerade jeder anderer Narr. Nie konnte ich kriechend, nie zudringlich seyn, nie die mir so kostbare Zeit albernem Courmachen aufopfern. Ich gieng zwar nie darauf aus, einem Menschen Verdruß oder irgend was

Unan-

Unangenehmes zu erweisen; sobald ich aber einen Dritten durch Unbilligkeit unterdrücket sah, so war es mir unmöglich, nicht laut zu sagen, daß es Unbilligkeit wäre. Uebrigens bekümmerte ich mich um nichts, betrug mich immer als ein Mensch, an dem weiter nichts mehr zu verderben wäre, oder bey welchem bereits alles geschehen und überstanden war, was man hatte ausüben können.

Indessen war doch der grosse Haufen des Publikums von mir überzeugt, daß ich Billigkeit und Rechtschaffenheit vertheidigte: und der grosse Haufen ließ mir endlich Liebe, Freundschaft und Achtung widerfahren, vielleicht mehr als ich verdienet hatte. Und ich denke doch immer, das Publikum hat eine gute Nase, läßt sich nicht lange täuschen, merkt bald, ob man Gutes oder Böses thut; es lobt oder tadelt so wie es bey uns schöne oder schlechte Handlungen wahrgenommen hat. Was konnte für mich schmeichelhafter seyn, als da Damen, und Arme bey Bekanntwerdung meines Entschlusses zur Abreise Thränen vergossen, da der große Theil des Publikums in gewisser Bewegung

war, da ich von Nachbarn und Landsleuten Briefe über Briefe bekam, da Große und Kleine ihren Unwillen oder Antheil zu erkennen gaben. Wären sie jezt gestorben, schrieb mir noch einer meiner Freunde nach, so spräche nun jedermann Gutes von Ihnen: da sie aber nur das Vaterland verlassen haben, so giebt es freilich auch manche, die darüber schimpfen und lermen.

Ich hoffe und wünsche nicht, daß unter meinen Lesern auch Aerzte seyn werden. Was soll sie das helfen, wenn sie da wissen, wo ich geboren bin, wo ich gelebt habe, was sich sonst in meinem Leben für Schicksale gehabt habe. Alles dieses kann ihnen ganz gleichgültig seyn, und die ganze Biographie wird für sie nicht so viel enthalten, daß es für ein einziges Recept hinreichen möchte. Es ist also platterdings keine Schrift für Aerzte: und sollte es ungefehr einer bis hierher gelesen haben, so bitte ich ihn höflichst, das Ding nun weg zu werfen. Es ist mir nun just, als wenn ich selber kein Arzt mehr wäre, und Gott weiß, was mir in dieser Metamorphose unter die Feder läuft.

Die Arzneykunst ist ein Ding, worüber sich manches sagen läßt. Der Staatsmann, der Feldherr, der Arzt, müssen ähnliche Verstandskräfte haben, sagt wie mich deucht irgendwo Herr Leibarzt Zimmermann: und wer in seinem dreyßigsten Jahre kein Staatsmann, kein Feldherr, kein Arzt ist, der wird in seinem Leben keiner. Die Arzneykunst beruht viel auf Dingen, die blos nur wahrscheinlich oder muthmaßlich sind, wozu denn etwas heller Blick und eine gewisse Geschwindigkeit des Geistes gehört. Einer erblickt den Sitz oder die Ursache der Krankheit, ihren Gang, Grad, eher als der andere. Einer verfällt geschwinder auf das vorzüglichere Heilungsmittel. Wie man fragt so antwortet man, ist so viel ich weiß, einstens ein Sprüchwort gewesen. Wenn nun einer schon voraus dem Kranken und seinem Uebel in die Seele blickt, ihm sogleich die entscheidendsten Fragen sezt, so erhält er auch deutlichere Antwort als der andere, just als wenn man es einem Mädchen sogleich an der Stirne ansieht, auf welche Art es am liebsten in unsere Harmonie möchte gestimmet seyn: ist ja alsdenn nur halbe Arbeit. Wer merkt hier nicht, daß an-

geborner Geistesblick, zuweilen auch ein blosses Ungefehr, oder eine vorzüglich wirksame oder wegzeigende Natur oft ganz die heilsame Thätigkeit des Arztes ausmachen. Und wie oft findet da auch die blinde Kuhe eine Erbse.

Alles dieses macht eigentlich das aus, was man Glück im Kuriren heißt. Freilich wird dieses Glück hauptsächlich nur nach dem Verhältnisse der Genesenden und Sterbenden abgemessen. Dem Publikum kann man es wohl nicht zumuthen, zu beurtheilen, ob der Arzt sich mit Scharfsinn oder Schlendrian durchhilft, ob er die verborgensten Quellen der Krankheiten einsieht, recht beurtheilt, recht behandelt, oder ob Natur und Ungefehr oft wider das Bestreben des Arztes die Sache zum Besten wenden. Gewiß ist die Arzneykunst eine Sache, zu der ein mittelmäßiger Kopf platterdings schon untüchtig ist, wenn nicht von Alletagsärzten die Rede ist. Es ist mancher ein schlechter Arzt, der unter Juristen oder in manchem anderen Fache eine vorzügliche Stelle würde vertreten können. Man muß traurig werden, wenn man sich erst

etwas

etwas genauer mit der heilsamen Kunst hat bekannt gemacht, und nun die unendlichen Beschwernisse, Verworrenheiten, auf allen Seiten erblickt: wenn man die widersprechenden Beobachtungen, widersprechenden Theorien und Heilarten zusammennimmt, selber nicht zu wählen oder sich zu entschließen weiß, und doch so einen Schwarm von Menschen ohne Furcht und Scheue darauf los praktiziren sieht.

Es sind sehr mannigfaltige Dinge, welche alle dazu beytragen, die Arzneykunst zweifelhaft und beschwerlich zu machen. Es ist mir Leid, daß ich hier einige Gebrechen der lieben Kunst vor den Augen der Profanen entblöset darstellen muß. Es mag hier immer etwas mir zu gut gehalten werden. Wer kann für angeborne Offenherzigkeit, und für Gerechtigkeitseifer!

Es wäre da wohl die Frage, ob nicht auch ausser den verschiedenen Hindernissen noch ein Hauptgebrechen irgendwo zum Grunde läge, welches der Vervollkommnung unserer Kunst im Wege wäre. Da käm es nun darauf an, ob

ob die auf Akademien gebräuchliche Methode zu lehren just die beste wäre. Es mag freilich eine schwere Sünde seyn, an so was zu zweifeln, was schon so lange durch gelehrte Männer und das Herkommen geheiliget ist. Doch hat es auch schon Männer gegeben, die bereits einige Umarbeitung nöthig glaubten, die aber auch die Sache am unrechten Flecken angepackt haben. Sie sahen, daß die Botanik zur möglichen Vollkommenheit gekommen war, glaubten daher, daß man alles Glück bey Vervollkommnung einer Kunst machen könnte, wenn man sie nur in botanisches Geleis einlenken könnte. Da wurden nun flugs die Krankheiten unendlich verabtheilet, in Classen und Ordnungen gebracht, und doch sind die vorzüglichen Aerzte bisher eher seltener als häufiger geworden. Ich habe nie viel auf Flickarbeit gehalten, entweder ganz umgerissen, rechtschaffen umgeändert oder gar nicht. Ich denke wenn man ein Ding lang genug von vornen angefangen und traktiret hat, ohne dabey zum Zwecke zu kommen, so packt man es ein andermal gerade das hinderst zu vörderst an, um zu versuchen, ob man nicht eher zurechte kömmt. So haben es ungefehr

die

die Sprachlehrer gemacht. Man quälte uns vorhin mit Regeln der Gramatik, und wir konnten nach vielen Lektionen, nach langem Expliziren und häufigen Uebungen doch nicht sprechen, waren immer Fremdlinge in der Sprache. Die ewigen Regeln hatten uns unendlich ennuyirt, und waren immer gelernt und wieder vergessen worden, oder wir hatten sie ganz ohne Nutzen angehört. Nun fieng man aber die Sache ganz anderst an. Man lehrete uns zuerst übersetzen, oder gar sprechen: wir lernten Gespräche, und nachher zeigte und erklärte man uns erst die Regeln, die uns nun Spielwerk waren, die wir so leicht begriffen, und wodurch wir nun gründlich in der Sprache wurden. Ich denke, wenn da einer erst als Maurer oder Zimmermann, oder auch bloß als Zuschauer mehrere Gebäude hat aufbauen helfen, so wird es halbe Arbeit seyn, ihm hernach die Regeln der Baukunst zu erklären, und ihn zum Baumeister zu machen.

Seit dem man angefangen hat, die Arzneykunst methodisch zu lehren, oder welches beynahe einerley ist, seit dem man mit der heilsa-

men Kunst nicht viel weiter gekommen ist, als man vorher war, gieng das Ding gar ordentlich zu. Man fieng die Sache ab ovo an. Welcher Professor warnte uns nicht aus Leibeskräften, uns nur nicht im Anfange um die Praxis zu bekümmern, sondern erst gute theoretische Grundsätze zu fassen, wenn wir nicht ganz verderben und Pfuscher werden wollten? Wirklich wird auch schwerlich einer von uns, der halb Fleiß und Fähigkeit hatte, nach seinen akademischen Jahren nicht so leicht für einen Pfuscher, aber wohl eher entweder für einen Ignoranten oder für einen Neuling in der ausübenden Kunst passirt seyn, über den oft ein armseliger Dorfbarbierer sich lustig machte.

Auf Universitäten geht alles gar streng. Ein Professor ist an manchen Oertern samt seiner ganzen Pedanterey ein greulicher Despot. Da wird es einem medizinischen Studenten platterdings versagt, in einem Spital den Krankenbesuchen beyzuwohnen, wenn er nicht seine theoretischen Collegien vollkommen durchpassirt ist.

Wir rühmen noch immer die Arzneykunst der Alten! und gestehen gerne, daß sie zu ihrer Zeit in der praktischen Kunst bereits so weit waren, als wir es wirklich sind. Nun möchte ich gerne wissen, wo und wie Aeskulap seine Kunst studieret hat? Ob Hippokrates und Celsus auch voraus Physiologie, Pathologie, Therapie, und wie die Sachen alle heissen, studieret haben? Soviel ich weiß, unterrichteten sie sich in den vorhandenen praktischen Wahrnehmungen; sie sammelten, beobachteten selber, praktizirten: und wo dann Kopf und Vorbereitung war, da kam die Theorie nachher. Man sieht so oft, daß Wundärzte, ohne jemals Arzneykunst ordentlich auf Akademien studiert zu haben, dennoch mit eben solchem Fortgange die Arzneykunst ausüben, und manchmal besser, als jene die da auf Universitäten unter berühmten Professoren studieret und promoviret haben, auch besser als selbst manche Professoren, wenn sie am Krankenbette und nicht am Studierpulte sind. Man darf nur den Herrn Professor in grosse Städte schicken, wenn er sich selbst hiervon überzeugen soll. Sie wissen auch den theoretischen Theil der Arzneykunst, so quantum satis, fast eben

so gut, als studierte Aerzte. Wie kömmt das alles? Ein Wundarzt lernt etwa seine Anatomie, wird zugleich zu praktischen Geschäften angeführet. Er sieht, und merkt das am ehesten, was er gesehen hat. Er kömmt in Lazaretten, wird als Handlanger von Aerzten oder anderen erfahrenen Wundärzten gebraucht, lernt Krankheiten und Arzneymittel kennen, lernt Rutine oder Schlendrian. Nachher aber, wenn er Kopf und Lust hat, liest er medizinische Theorien, gute Bücher, fasset alles ganz gut, und weiß wo jedes hingehört, und wird auf diese Art ein brauchbarer Praktiker. (Nur das einzige wollte ich mir hier ausbitten, daß sich nicht alle in der Arzneykunst praktizirende Wundärzte in diese Classe rechnen mögen. Der gröste Theil von ihnen pfuschet deswegen in die Arzneykunst, weil sie in Anatomie und wahrer Chirurgie unwissend sind, und weil sie glauben, daß man den Schaden, den ein ungeschicktes Recept anrichtet, weniger wahrnehmen werde, als einen falschen Schnitt, der mit dem Messer geschieht. Diese sind und bleiben Quacksalber.)

Makbride lernte lateinisch und griechisch, kam hernach zu seinem Vetter, einem Oberspitalchirurgus, und blieb mehrere Jahre bey ihm, machte sich sogleich mit Krankheiten und praktischen Arbeiten bekannt, bekam zugleich von seinem Vetter hier und dort theoretisches Licht. Von da gieng er zur Armee ins Feld, half den Kranken als Arzt und Wundarzt, und haute mit unter die Feinde als mutiger Reuter. Da der Feldzug vorüber war, studierte er Hebammenkunst, und praktizirte sie; er verwendete sich noch auf Anatomie und Chemie während dem er praktizirte, und besuchte alsdenn erst öffentliche Lehrstunden hierüber. Er gab sich mit physikalischen Versuchen ab, erwarb sich Ruhm in der Heilkunst. Alsdenn rechnete es sich die Universität Glascov zur Ehre, ihm das Doktorsdiplom zuzuschicken. Makbride schrieb über die theoretische und praktische Arzneykunst so gut, daß es selten ein deutscher hochgelahrter Doktor besser machen wird.

Gesezt nun man führe den Studenten, welcher Arzneykunst studieren wolle, zuerst in Spitäler, zu Kranken; man lasse ihm die Krank-

heiten

heiten sehen, ihren Gang wahrnehmen: man zeige ihm die Arzneymittel die gegeben werden, und nenne sie ihm. Gewiß wird er hierbey neugieriger und aufmerksamer seyn, als wenn man ihm vor allem ein theoretisches Collegium liest. Wenn nun der Student schon hat Krankheiten kennen gelernt, hat Kranke genesen und sterben gesehen, so erkläre man ihm die theoretischen Theile der Kunst, die Theorie der Krankheit und alles was dazu gehört; gewiß wird er mit mehr Lust zuhören, er wird leichter das applica finden, er wird unsere Vorlesungen begreifen; er wird begierig seyn die Composition oder Bestandtheile des ihm bereits bekannten Arzneymittels zu vernehmen; er wird überhaupt geschwinder und gründlicher die Arzneykunst lernen. Dieses wäre so eine Meynung, worüber ich auch bereits etwas aus Erfahrung sagen könnte. Es ließ sich überhaupt noch manches hierüber anbringen, wenn man nur alles auf einmal vom Herzen stossen könnte, oder stossen dürfte, ohne sogleich so manchem die Galle zu rühren.

Zu den Zeiten der alten Aerzte hatte man wohl gewisse Schulen für Wissenschaften, aber sicher noch keine medizinische Fakultäten, mit so viel Professoren besezt. Die Priester übten meistens die Arzneykunst aus und endlich formirten sich auch Aerzte von Metier. Die Kunst war freilich noch unvollkommen. Indessen zog da gemeiniglich ein Arzt dem andern nach. Celsus war Soldat und Staatsmann, verwendete sich hernach auf Arzneykunst, und schrieb so, daß heutiges Tages noch wenige besser schreiben, weil Celsus Mann vom Kopfe war.

Heutiges Tages ist man zwar weiter gekommen. Man hat es weiter in Physik, Anatomie, Chemie u. dgl. gebracht. Desto schlimmer, daß man uns doch nicht gerne einräumen will, daß unsere Arzneykunst so sehr weit über jene der Alten gekommen sey. Und da es eine allgemeine Erfahrung ist, daß sich so mancher wohlstudierter Arzt auch bey geringen Krankheiten oft nicht zu rathen noch zu helfen weiß: darf so man etwa präsumiren, daß die heutige Lehrart noch einiger Verbesserungen fähig seye.

Zu unsern Zeiten hat man bey der Arzney=kunst so viele Abtheilungen und Unterabtheilun=gen gemacht, daß man bald wird einige Du=zend Lehrbücher und eben soviel Professoren nö=thig haben. Herr Tissot fordert wenigstens sie=ben Professoren, deren doch noch fast jeder dop=pelte Arbeit hat.

Man muß selber Arzneykunst studieret ha=ben, um zu wissen, wie paradox und wie we=nig zusammenhångend im ersten Jahre dem Lehrlinge alles vorkömmt, was er zu lernen hat: wie wenig der Wißbegierige befriediget ist, und wie gerne der Leichtsinnigere zurücke bleibt, und am Ende gar nichts lernt.

Die Zöglinge laufen von einem Lehrer zum andern, hören nichts im Zusammenhange, be=kommen nie eine klare Idee vom ganzen Um=fange der Arzneykunst, werden nie råsonnirende Aerzte, und wissen sich auch nicht in der Prak=tik zu helfen: Woher es denn auch kömmt, daß die Wundårzte, als blosse Routiniers, ihnen auch in der medizinischen Praxis manchmal den Rang ablaufen, weil sie nåmlich frühzeitiger mit

Pa=

Patienten und Krankheiten sind bekannt geworden, als der systematische medizinische Zögling. Ich muß mich hier auf das beziehen, was ich oben schon angeführet habe. Man merke sich ungefehr hier auch noch, daß ich eben nicht für Aerzte schreibe, denn sie werden nie von ihren Gewohnheiten abgehen; auch erinnere man sich, daß ich als Arzt in einem sehr großen Reiche schreibe, wo man praktischer Aerzte und Wundärzte bedarf, keiner Spinneföffereyen; und wo doch die Zahl der Studierenden sehr geringe ist.

Man kann den tissotischen Studierplan als ein Muster des heutigen gelehrten Schlendrians betrachten. Wenn man hunderte sieht, oder hunderte würde machen lassen, so wird immer beyläufig einer wie der andere lauten. Einer ahmt den andern nach, und durch Nachahmung ist man selten zu was Großem gekommen.

Um eine Idee der heutigen Lehrart zu geben, so ist sie ungefehr folgende: Einer von Professoren lehrt Anatomie, die Landkarte des Körpers, das ist, er zeigt Adern, Muskeln,

Nerven, Knochen, Eingeweide, ihren Ursprung und Ende, ihren Namen, u. dgl. Um den Nutzen oder die Verrichtungen der Theile bekümmert er sich gar nicht, und darf sich nach herkömmlicher Schulpedanterey nicht darum bekümmern.

Ein anderer Lehrer giebt Botanik oder Naturgeschichte. Er lehrt uns ein System, wodurch wir 20000 Gattungen entdeckter Pflanzen können examiniren und kennen lernen, alles besteht in der genauesten Eintheilung und Beschreibung der Pflanze. Dann lehrte uns sonst der Professor bloß, daß die Maus 4 Füsse, 2 Ohren, Rüssel, Zähne, glatte Haare und einen kahlen Schwanz hätte. Um die weitere Geschichte der Pflanzen, Thiere, Mineralien, um ihren Gebrauch, Nutzen, Verwendung, bekümmerte er sich nicht, und dorfte es nicht, um dem Professor von der Materia medica nicht ins Fach zu greifen.

Wieder ein Professor lehret Chemie, das ist, wie man diesen oder jenen Spiritus macht, Salz bereitet oder reiniget u. s. w. Wozu aber

diese

diese chemische Produkte zu gebrauchen sind, das geht ihn nicht an.

Nun lehrt einer Physiologie, das ist, er zeigt uns, welche Verrichtungen die festen und flüssigen Theile, die Eingeweide, und alles im lebenden gesunden Körper hat. Weiter geht und denkt er nicht.

Ein anderer lehrt Pathologie, das ist, er schwäzt von allem, was Ursache einer Krankheit werden kann, wie vielerley es Ursachen giebt, Differenzen u. dgl.

Dann Semiotik oder Zeichenlehre. Dieser handelt von Zeichen oder Zufällen des kranken Zustandes, theilt sie ein, und giebt Zeichen aus Urin, Puls, Farbe, und allem, oft so, daß niemand klug daraus werden kann.

Higiäne lehrt die Art und Weise, wie man den gesunden Körper erhalten soll. Hier ist von Speisen, Uebungen, Luft und Wasser die Rede.

Materia medica — da wird erst gesagt, wozu diese oder jene Pflanze, dieses Thier, Stein, chemisches Produkt zu gebrauchen ist,

was es für Eigenschaften hat, oder Wirkungen macht.

Nun kömmt der Hauptlehrer, welcher Therapie vorträgt, das ist, die Kunst, Krankheiten zu heilen. Nun soll der Jüngling auf einmal die oben genannten Zerstückelungen zusammen combiniren, und es auf Heilung der Krankheiten verwenden, da er vielleicht noch nie einen Kranken, wenigstens nicht die Krankheit, wovon die Rede ist, gesehen hat. Er soll Idee von Krankheiten, ihrem Gange, vom verdorbenen Zustande des Körpers, und dessen Wiederherstellung bekommen. Gemeiniglich merkt alsdenn erst der Jüngling, was ihm fehlt, und wünschet nun erst, daß er jene Sachen noch einmal hören möchte, wovon er vorher nichts verstanden hat, und keinen Zusammenhang einsehen konnte.

Der Mann, sagte ich, der ein Haus hat aufbauen sehen, oder selbst dabey gearbeitet hat, wird hernach die Gründe der Baukunst mit mehr Lust und Vortheil begreifen, als jener, der nie dabey gewesen ist. Wer nur eine Cam-

pagne mit gemacht hat, wird leichter die Kriegskunst theoretisch begreifen, als ein anderer. Warum soll also der junge Arzt nicht anfänglich auf einige Art mit Kranken und Krankheiten bekannt gemacht werden ehe man ihm deren Ursachen, Eintheilungen, Abartungen, die Beschaffenheit des Körpers, und so vieles andere Theoretische beyzubringen sucht?

Ich hätte bald vergessen, daß es noch, ausser obigen Abtheilungen der Arzneykunst, auch Lehrer giebt, für Geschichte der Arzneykunst, für Civil- und gerichtliche Arzneykunst, für dies und jenes. Ueberhaupt lernt man so viele schöne Sachen, und wird doch nicht eher brauchbarer Arzt, bis man das meiste wieder vergessen hat.

Ist es nicht beynahe so, als wenn man sechs Lehrer anstellen wollte, um einem Kinde begreiflich zu machen, daß König Ludwig im Kriege mit der Armee die Schlacht gewonnen, und eine Festung eingenommen habe. Einer lehrt blos was König ist, und zwar König in Frankreich: der andere handelt vom Soldatenstand, von Beschaffenheit der Armeen: der

dritte beschreibt was Krieg ist, giebt Zeichen, Zufälle und Ursachen davon: der vierte handelt von Schlachten: der fünfte giebt Unterricht im Festungsbau: der sechste in der Kunst Festungen einzunehmen. Nun soll der Jung das alles zusammen combiniren, und am Ende ganz deutliche Idee haben, daß und wie der König Ludwig im Kriege mit der Armee eine Schlacht gewonnen, und eine Festung erobert habe. — Also wäre dies ungefehr, mit Erlaubniß aller Planmacher, nun mein Plan, frühzeitig brauchbare und vernünftige Aerzte und Wundärzte auf leichtere Art zu bilden. Ich brauche drey ausbündige Lehrer, und eben so drey meisterhafte Lehrbücher. Anstatt der Lehrbücher kann man sich in den ersten Jahren mit Auszügen und Heften behelfen. Meine Lehrart fängt sich hauptsächlich damit an, daß ich meine Zöglinge sogleich mit Kranken und Krankheiten zu familiarisiren suche, damit sie das Theoretische mit desto mehr Lust, Neugier, Einsicht und Application studieren können. Daher brauche ich auch ein Krankenhaus für chirurgische und eines für medizinische Patienten.

Jeder Lehrcours dauert 2 Jahre, oder auch nur anderthalb Jahr, nämlich drey halbe Jahre. Jedoch soll mein Zögling im ersten Falle 4 Jahre bleiben. In den ersten 2 Jahren muß er die 3 Lehrer frequentiren: in den zwey lezten Jahren wendet er sich blos zum medizinischen oder chirurgischen Lehrer, und hilft ihm in seinem Krankenhause praktisch arbeiten; kann sich auch unterdessen noch auf diesen oder jenen Theil der Arzneykunst besonders legen, und vom Rathe seiner Lehrer profitiren. Ausserdem hat man ja dermal über jede Materie Schriften im Ueberflusse.

Ich setze voraus, daß meine Zöglinge schon vorbereitet seyen. Gute Gymnasiasten, Apothekerjungen, junge Wundärzte, alle diese würden mir willkommen seyn. Aber sie müssen lateinisch wissen, Logik, Physik, u. dergl. studieret haben. Die deutsche Sprache ist nöthiger wie alle andere, weil die Deutschen viel schreiben und alles aus allen Sprachen übersetzen.

Nun meine Lehrer und Lehrbücher.

I. Ein Lehrbuch für den Anatomisten und Operateur. Jeder Theil des Körpers wird anatomisch beschrieben, und gezeigt, dabey werden aber auch schon seine Verrichtungen im gesunden Zustande kurz berührt: es werden die chirurgischen Krankheiten gemeldet, welche an diesem Theile vorfallen können, und die Art sie zu heilen oder die nöthigen Operationen zu machen. Es ist just nicht nöthig, daß alles nach genauer Ordnung abgehandelt werde. Der Lehrer kann einen Theil des Körpers vornehmen, wozu er just schickliches Cadaver oder Gelegenheit zur Operation im Spitale hat. Alle Studenten gehen zu den Operationen, wenn sie auch nie Wundarzneykunst treiben wollen. Sie haben alsdenn Idee von chirurgischen Handgriffen, und sehen wie Entzündung aussieht, wie Brand, Eiter, Verhärtung, Wunde, Gewächs, Verblutung u. dgl. welches ihnen bey inneren Krankheiten viele Aufklärung giebt.

II. Ein Lehrbuch für den Lehrer der Naturgeschichte, oder der Arzneymittel. Es werden nur

nur die in der Medizin oder Chirurgie gebräuchlichen Pflanzen, Thiere, Mineralien, nach einem Systeme gelehrt. Zugleich wird ihr Gebrauch in der Heilkunst gezeigt, und die Art, wie man sie in dieser oder jener Form, als Pulver, Pillen, oder Pflaster gebrauchen könne. Dieser Lehrer zeigt zugleich, was man durch chemische Zubereitungen aus ihnen machen könne, wofür er denn etwa ein kleines Cabinet natürlicher Dinge, und Gelegenheit zu chemischer Arbeit (laboratorium) haben muß.

III. Ein Lehrbuch für den medizinischen Lehrer. Der erste Theil besteht aus einer medizinischen Physik oder medizinischen Philosophie. Hier wird gehandelt von Ursachen, Zufällen, von Leben, Tod, Reizbarkeit oder lebendiger Kraft und ihren Stufen, von Wasser, Feuer, Hitze, Kälte, von Verstopfung, Geschwülste, flüssigen, dicken, scharfen Säften, von Fiebern, Vereiterung, Verhärtung, Einsaugung, Ausdünstung, Absonderung, von Wirkungsart der Hülfsmittel und hundert ähnlichen Dingen. Der zweyte Theil handelt von Krankheiten besonderer Theile des Körpers. Der Theil wird

kurz anatomisch beschrieben, seine Verrichtung im natürlichen Zustande, die Abweichungen davon oder die Krankheiten, und die Heilart. Der dritte Theil von allgemeinen Krankheiten, von hitzigen und kalten Fiebern, von Ausschlägen, Epidemien, Pest, u. dgl.

Man wird einwerfen: da jeder Lehrer 2 oder 1 ½ Jahre braucht zu seinem Cours, so kann ein Zögling nicht jährlich von vorn anfangen.

Antwort. Es ist auch nicht nöthig da hieher keine Ausländer kommen, auf ihre Kosten zu studieren. Zöglinge auf Gymnasien, in Spitälern, Apotheken, warten die Zeit ab. Ausserdem ist mein Plan für eine kleine Schule, die aber mehr Nutzen haben soll, als manche große Schulen, auch wohl besezte Universitäten. Für eine große Schule könnte jeder Lehrer in duplo angestellt werden, und einer fieng ein Jahr oder ein halbes Jahr später an, als der andere, so würde man jährlich von vorne anfangen können.

Es ist übrigens der erste Entwurf eines Plans, der immer noch besser erklärt und bestimmet werden kann. Ich dächte allen zu besorgenden Einwürfen abzuhelfen und auszupariren.

Wenn man will, kann man noch einen Extralehrer anstellen, der den Zöglingen nach den zwey ersten Jahren über diesen oder jenen Theil der Kunst nach Verlangen oder Gutbefinden über diesen oder jenen Theil der Kunst Privatunterricht ertheilen könnte.

Meine Schüler wären also in 2 Jahren schon das, was sie auf Universitäten in 4 oder 5 sind. Aber ich lasse ihnen noch 2 Jahre, um das zu verdauen, was sie gelernet haben, um praktisch zu arbeiten, um gründlich und brauchbar zu werden. Man wird mir etwa sagen, ich würde keine grosse Botaniker, Mineralogen, Anatomisten ziehen. Ich brauche aber nützliche Aerzte und Wundärzte, keine grosse Botaniker, und Mineralogen, und man nenne mir erst die grossen Botaniker, Mineralogen, Anatomisten, welche gleich vorzügliche praktische Aerzte gewesen seyen.

In der Arzneykunst ist kein Kodex, kein einziges Handbuch, auf dessen Theorie oder Praxis man völlig bauen könne. Man wird Unsinn bey Alten und bey Neuen finden. Und wenn euch einer so gewaltig zuruffet, leset die Alten! leset die Alten! so ist es gemeiniglich noch ein medizinischer Neuling ohne Bart, oder sonst so einer, der sie selber nicht gelesen hat, oder endlich einer der sich uns als ganz besonderer Arzt durch Anpreisung seiner Alten darstellen will. Ich sage allenthalben liegt Gutes und Schlimmes, nirgendwo ist Vollkommenheit. Welche Verwirrung, welcher Contrast, wenn man die Heilart verschiedener Nationen zusammennimmt? Der Franzos läßt zur Ader, giebt Clystiere, gelinde kühlende Abführungsmittel, Tisanen, Wasser, will überall verdünnen. Der Engländer giebt flüchtige Salze, gewürzhafte Sachen, Mineralien, und wenn man da einen liest, so weiß man sie beynahe alle. Der Wiener rühmet uns von seinen besonderen oder neuen Mitteln Wirkungen, die hernach wir andere Söhne Aeskulaps nicht nachbeobachten können. Der übrige Deutsche fährt drinn herum, haschet da und dort, macht es in seiner Heilmethode,

wie

wie in seiner Art sich zu kleiden; er ahmet nach, und bewundert den Ausländer, trägt unterdessen fleissig zusammen, was da oder dort ist bekannt geworden. So hat fast jede Provinz, jede Universität ihr eigenes oder ihren Schlendrian. Wo soll sich nun ein Dritter ganz unpartheyischer Arzt, der nichts als Wahrheit sucht, hinwenden?

Es ist eine schlimme Sache sich mit ganzen Nationen abzuwerfen. Ich erkläre also ein für allemal, daß meine Meynungen nur von dem großen Haufen gelten. Allenthalben giebt es Ausnahmen. Frankreich hat auch schon manchen würdigen Arzt hervorgebracht. Wem gefällt nicht Herrn Stolls simple Heilungsart zu Wien. England und das übrige Deutschland haben gewiß ihre Originalköpfe, deren es aber freilich nur wenige sind. Nur Schade, daß gemeiniglich die jungen Aerzte, und jene welche die wenigste Praxis haben, am meisten schreiben. Aerzte, die Jahre und Geschäfte haben, nehmen lieber Guineen oder Thaler ein, als daß sie Bücher schreiben. Daher sind noch fast alle Handbücher von jungen Aerzten oder von theore-

theoretischen Professoren, die sich am Krankenbette selber nicht zu rathen noch zu helfen wissen, zusammen geschrieben. Ein Arzt von grosser Praxis nimmt sich wohl zuweilen die Mühe einen einzelnen Aufsatz, oder einige Beobachtungen heraus zu geben; oder er läßt sie durch seine Handlanger zusammentragen. Zu übrigen grösseren Arbeiten fehlt ihm Geduld und Zeit. Es ist dieses abermal eine von den Ursachen, warum unsere Kunst so wenige Fortschritte macht. Man rechne noch hieher die vielen anderen Autorgebrechen, die alle der Vervollkommnung der Arzneykunst im Wege stehen. Ich rechne hierher Hipothesenkram, wo man so gar Beobachtungen erdichtet, oder so lang an ihnen formet, bis sie auf unsere Meynungen passen. Einer schreibt den andern ab. Man verdirbt also die Zeit mit unnützer Lektür. Da rufen uns manche mit bedeutender Miene zu, folget der Natur, sie sprechen von nichts als vom Gange und der Wegweisung der Mutter Natur, und wissen selber nicht, was sie damit sagen wollen, wissen nicht, welches dann die eigentlichen Gänge sind, auf welche die Natur uns leiten will. Aerzte in grossen Städten suchen

im

im Anfange durch Fleiß oder andere Wege zur Praktik zu gelangen. Aber alsdenn bleiben sie auch wo sie sind, und gehen selten weiter in der Kunst. Jeder Arzt aber, der sich nicht immer mit allem Fleisse verwendet, kömmt nicht vorwärts, fällt eher wieder zurük, und geräth in Routine, welches der gewöhnlichste Fall in Städten ist. Wenn sich der Arzt damit abgiebt, den Gesellschafter zu machen, selbst seinen Ergötzungen nachzugehen, und dabey noch weitläuftige Krankenbesuche zu machen hat, so ist es um die Vervollkommnung der Kunst geschehen. Es liegen auch noch Gebrechen in unseren eigenen Fähigkeiten. Das Feld der Arzneykunst ist zu weitläuftig, und nicht jede Fähigkeit passet für jedes Fach. Mancher Theil ist meistens Gedächtnißarbeit, wozu der Lebhafte und Scharfsinnige nicht Phlegma genung hat, wenn er nicht ein Meisterstück der Natur ist, wie Boerhave, Haller und einige wenige. So ist die Naturgeschichte, Botanik, Chemie, Anatomie meistens das Feld für einen geduldigen Phlegmatiker. Mancher Anatomiker versteht die Geographie des Körpers ganz ausbündig, aber auch weiter nichts, und ist und bleibt immer ein

stroherner Arzt. Welcher Vortheil für die Kunst würde es seyn, wenn da ein Mann von feinerem Beobachtungsgeiste, von philosophischem Scharfsinne eben diese Uebung, Gelegenheit und Kenntniß in den langweiligen anatomischen Beschäftigungen hätte? Alle diese Dinge werden es endlich dahin bringen, und haben es schon gebracht, daß vorzüglich gute Aerzte eine ziemliche Seltenheit auf Erden sind. Ich will just nicht sagen, ob es Glück oder Unglück für die Welt bedeuten werde, da man sich doch in den meisten Gegenden mit seichten Aerzten eben in solcher Zufriedenheit, als mit den allervortreflichsten zu behelfen weiß, oder etwa gar den Vorzüglicheren merklich sparsamer als den Elenden füttert. Oder es giebt auf einer anderen Seite so viele Rousseauisten, die behaupten, daß Emil keiner Aerzte nöthig habe, und dabey immer vergessen, daß sie nichts weniger als Emile sind.

Es sind mir Patienten gestorben, und manche sind ungeheilt geblieben. Im Ganzen genommen habe ich aber medizinisches Glück gehabt. Meine Art, die Arzneykunst zu üben,

war

war ungefehr folgende. Ohne Noth verschrieb ich selten was. Mit unbedeutenden Dingen gab ich mich nicht gerne ab, oder traktirte sie nachlässig. Manchmal ist dieses einer meiner Fehler gewesen. Wenn ich merkte, daß der Patient sich weigerte, oder weniges Zutrauen hatte, so wurde ich unthätig, mismüthig. War er aber willig, vernünftiger Ueberzeugung fähig, war es Gefahr, so war ich einer der thätigsten die es geben kann. Es fielen mir in den schlimmsten Zufällen immer die meisten Resourcen bey. Wenn ich zur Winterszeit in der Stadt war, so war meine Praxis sehr häufig. Der Bürger, der Bauer, der Jud belagerten mich fleissig in meinem Hause. Da war keine Zeit zum Schreiben, oft wenig Zeit zum Studieren, besonders da mir noch der Briefwechsel so viel wegnahm. Aber es war Zeit, Gebrauch zu machen von jenen Mitteln, die ich mir bey dem Landaufenthalt im Sommer unter dem Studieren aufgezeichnet hatte. Hatte ich ungefehr da ein Lieblingsmittel, so prüfete ich es vielfältig, verschaffete es den Armen umsonst, oder bezahlte es selber für sie. Im Ganzen las ich viel, oft mit großer Nervenuruhe, wenn es

unnützes oder albernes Zeug war, mit Wollust, wenn da Scharfsinn und gründlicher Verstand in Schriften lag; je simpler und ungekünstelter eine Heilart seyn konnte, desto lieber war sie mir. Ueberhaupt zu reden, war ich aber bey dem Schwarm der deutschen Schriften sehr mistrauisch. Den Engländern, Schweden, Holländern glaubte ich nicht alles, den Wienern nicht viel, den Franzosen noch weniger. — Vermuthlich hatte ich Unrecht, aber ich war doch glücklich samt meinem Irrthume.

Wer da seine Sachen mit etwas Philosophie zusammenbinden kann, wird sich wohl aus mancher scheinbaren Verworrenheit winden, und den besten Mittelweg erwählen. Für den trockenen galligen Franzosen, dessen Ausdünstungsgeruch schon von schärferen Säften zeugt, mögen die verdünnenden wässerigen Mittel nicht ungereimt seyn. Dort mag Pomme der Arzt für Nervenkrankheiten seyn. Aber der französische Arzt kömmt übel zurecht, wenn er seine Methode als allgemein ausser seiner Sphäre anwenden will. Ein Engländer der Schleim und zähe Säfte hat, mag sich eher der flüchtigen Salze und

und gewürzhafter Arzneyen bedienen. In Entzündungskrankheiten giebt einer auflösende Salze und Getränke, der andere Essig und gar Mineralsäuren. Jeder verwirft die Methode des anderen. Ein Arzt der Ueberlegung hat, wird jeder Methode zu seiner Zeit den Vorzug geben. Säuren sind in hitzigen Krankheiten gut, wo Neigung zur Auflösung, zur Fäulung, wo weiche reizbare Fasern sind, keine Spannung. Salpeter, auflösende und erweichende Mittel verdienen im entgegengesezten Falle den Vorzug. Aderlässe mögen einstens im Ganzen genommen nöthiger gewesen seyn als jezt, wo ich sie in den meisten Fällen fast blos als Ableitungsmittel betrachte, um nämlich einen ableitenden Reiz und Zufluß zu machen. Sie sind etwa nöthiger auf dem Lande als in Städten, wo reine Entzündungen so selten sind. Sie nützen am meisten dort wo große Kraft, Spannung, dickes festes Blut ist, aber nicht dort wo Luxus, müssige Lebensart, Verdruß, Geistesanstrengung schon alle Fasern entspannet, sie kraus oder weich, und reizbar gemacht haben, wo die Säfte dünn oder in träger Bewegung sind. Die Heilart mochte anderst seyn, als der Tisch

mit drey oder vier simplen Speisen besetzet war, als die Dame noch die Haushaltung und Küche besorgte, der Mann sich im Feldbaue und Waffen übte; anderst ehe man die Schiffahrt in Indien kannte, und uns Thee, Caffee, Tobak unentbehrlich machte, anderst 1786 als 1896.

Noch ein mislicher Handel waren für mich die medizinischen Berathschlagungen. Sie sind gar meine Sache nicht, und ich möcht so gerne in forma auf ewig dawider protestiren. Es ist nicht Stolz von mir. Vielleicht erkennet kein Arzt mehr seine Schwäche als ich. Ich hielt fast immer jeden anderen gelehrter als mich, und merkte erst am Ende, daß wir alle beyde nichts wußten. Aber die Consultationen mehrerer Aerzte sind platterdings meine Sache nicht, nur alsdenn nöthig und zur Sicherheit gut, wo es um das Leben von Souveränen gilt. Erstlich sind Aerzte die in ihren Meynungen einig sind, eine Seltenheit. Dann hat jeder seine Lieblingsmittel, seinen eigenen Gang. Wie sollen sie sich nun bey der Kur eines Kranken vereinigen? Habe ich irgendwo meine Sache vorgeschlagen,

und man widerspricht mir, so mag ich mich nicht zanken, schweige still, laß andere machen was sie wollen. Auch werde ich nie ein auffallendes Mittel in Vorschlag bringen, weil man etwa bey einem schlimmen Ausgange die Schuld auf selbiges wälzen möchte. Ich liebe sehr eine geschäftige Thätigkeit, und nie ist man phlegmatischer als bey einer Heilart, die durch medizinische Versammlung beschlossen wird. Aus allem diesem sieht man, daß man mich aus solchen Dingen mit Ehre davon lassen könnte. Ich will nichts sagen von den mancherley verdrießlichen Vorfällen, die mir schon bey solchen Gelegenheiten aufgestoßen sind.

Ich war nun so ziemlich von meinem Faden abgekommen: habe da Dinge über Arzneykunst und Aerzte gesagt, die mir gewiß nicht ungerochen bleiben werden. Seye es dann, wenn ich nur noch mit der Haut davon komme. Nun will ich aber auch kein Wort mehr sagen, als was blos mich betrift, und keinen Menschen, wenn es nicht eine neidige Seele ist, beleidigen kann.

Schon der große Verfolgungslerm, der bey Erscheinung des philosophischen Arzts entstand, brachte mir auf einer andern Seite wichtige Freunde. Aerzte, Philosophen, und Vornehme interessirten sich für mich. Ich erhielt verlangte und unverlangte Empfehlungen. Ich ward sogar wider den Nothfall sicher gesezt, so daß ich gar nicht in dem Falle war, mich auf einige Art mishandeln zu lassen. Solang man mich nicht in Kerker, oder auf den Scheiterhaufen sezte, war man nicht im Stande, mich auf dieser Erde unglücklich zu machen. Freilich kann man nicht so leicht muthlos werden, wenn man solchen Hinterhalt hat. Sie haben eine der Welt nun unentbehrlich gewordene Kunst gelernet, schrieb mir einstens mein wichtigster Freund, was haben Sie sich um die Gunst einzelner Menschen zu kümmern.

Außerdem blühete mir auswärts mehr Glück als ich je erwartet hatte. Ich war aber auch nun in meinem Vaterlande glücklich genug geworden. Ich wurde an Churfürstlichen und Herzoglichen Höfen mit vorzüglichen Bedingnissen

sen in Vorschlag gebracht. Sogar hatte man an einem gewissen Hofe, wo ich mit aller Annehmlichkeit hätte leben können, für mich bey meiner Abreise die vorzügliche Güte, mir schriftliche Versicherung auf ein ganzes Jahr zu geben, im Falle mir das nordische Clima nicht behagen würde. Ich wurde im Jahre 1783 von Freunden ohne mein Vorwissen nach Pavia an Herrn Tissots Stelle vorgeschlagen, und bekam von Wien die schmeichelhaftesten Briefe hierüber. Alle solche Anträge machten mir nur einige Tage Nervenunruhe, und ich wünschte manchmal, keine mehr zu erhalten, um ruhiger zu leben. So entschlossen ich in Krankheiten und Gefahren bin, so gleichgültig und unentschlossen bin ich, sobald es weiter nichts als mich selber betrift. Alsdenn muß man mich wirklich hinstossen, wo ich stehen soll, und die meisten Dinge dieser besten Welt sind mir so ziemlich einerley.

Es geschah nun am Ende des Jahres 1783, daß mein philosophischer Arzt das unerwartete Glück hatte, Ihro Kaiserlichen Majestät

Catharina der Zweyten in die Hände zu kommen, und Beyfall zu erhalten. Sie äusserte Ihre Gesinnung, mich bey sich zu haben. O das war nun freilich viel zu auffallend, als daß man eine solche Gelegenheit mit stoischer Kaltblütigkeit sollte verstreichen lassen. Aber die einzige Hauptunruhe quälte mich, wie ich den alten Fürsten, der mich so väterlich liebte, und dem ich so vielen Dank schuldig war, verlassen könnte. Ich' hätte es selber nicht vorbringen können. Ich ließ es ihm durch einen Dritten melden. Er war viel zu diskret, als daß er mich von einer glänzendern Laufbahne, wozu man nicht alle Tage Gelegenheit hat, abhalten wollte. Er hörte nicht auf, mir Proben seiner Güte zu geben, die mein Herz ganz in Rührung brachten. Nicht der Abschied vom Vater, Geschwistern, Angehörigen, aber der Abschied von diesem guten Fürsten, und noch dessen bloße Erinnerung hat mich Thränen gekostet. Aber welcher Trost! da die größte Kaiserinn mir die vorzüglichsten Zeichen ihrer Gewogenheit gönnet! Und nun, da ich erst die Höhe, die durchdringende und umfassende Kraft des Geistes,

die

die Vortreflichkeit des Herzens dieser würdigsten Monarchinn mehr in der Nähe kennen zu lernen das Glück genieße, so muß ich wirklich mit Erstaunen erkennen, welches vorzügliche Glück nach so manchen Stürmen doch noch für mich auf dieser Welt bestimmet war. Denn auch der bloße Beyfall dieser einsichtsvollen Menschenkennerinn ist schon die vorzüglichste Entscheidung für mein Verdienst. Sie können sich betrügen, sagte ich einem vernünftigen Manne, da er mir so viel von meinen Talenten und Verdiensten sprach. Ja, sagte er, aber unsere Monarchinn betrügt sich nicht; sie hat weit zu viel Geist, Einsicht und Erfahrung dazu, und unsere große Monarchinn hat sie kommen lassen, und hat sehr rühmlich von Ihnen gesprochen. — Was kann da für ein fühlbares Herz entzückender seyn! Ich fühle und erkenne mich nun am höchsten Ziele meiner Wünsche, an der höchsten Stufe meines Glückes, und am Ende meiner Geschichte.

Am Ende meiner Geschichte! — O nicht doch! Wer das Glück hat, der Kaiserinn Ca-

tharina zu dienen, und von ihr gekannt zu seyn, kann nie sagen, daß er am Ende seiner Geschichte seye.

Ich kam hierher, war Fremdling, hatte Freunde und Familie verlassen. Es gab da sonst noch einige Widerwärtigkeiten, deren dann allenthalben die beste Welt voll ist. Ich ward mismütig, traurig, um meine Familie bekümmert. Kaum hatte die Monarchinn, diese allermildeste Mutter aller ihrer Diener und Unterthanen dieses erfahren, so gab sie wiederholte Aufträge, mich um die Ursachen meines Mismuthes zu befragen. Man zauderte, der Monarchinn hiervon Nachricht zu geben. Ein Freund rieth mir endlich, geradehin selber mein Herz vor der Monarchinn auszuschütten. Ich wagte es, sezte alle Punkte auf, vermuthlich in völliger Unordnung, da selber mein Herz in Unordnung war. Die Monarchinn beantwortete mir jeden Punkt. Dann widmete sie mir ein Haus, statt dessen ich hernach zehn tausend Rubel zum Geschenke bekam; sie machte mich bald hierauf aus eigenem Antriebe zum

Kolle-

Kollegienrath. Kurz, sie zeigte soviel Gnade und Rücksicht auf mich, daß ich noch nicht, ohne ganz zu erröthen, daran gedenken kann.

So verhielt es sich nun mit meiner Geschichte in dem Dienste der größten Kaiserinn!

Anhang.

Von Krankheiten in Petersburg und der Gegend werde ich doch auch bey dieser Gelegenheit nur einen kleinen Auszug zu machen die Erlaubniß haben. Zu seiner Zeit läßt sich vielleicht mehr hierüber sagen.

Die Krankheiten, welche hier am häufigsten vorkommen, sind Rhevmatismen, Gichtschmerzen, Bandwurm, hitzige Fieber von allerley Gattung, meistens Faulfieber, wozu sich leicht Schwämmchen gesellen, Wassersuchten, Hämorrhoiden, Fehler im Unterleibe, Lungensucht, Skorbut. Auch grassirt hier jährlich, meistens im Frühlinge und Herbste der Keichhusten, (coqueluche) wovon Kinder, und manchmal auch Erwachsene, sehr hart befallen werden. Dann sind die venerischen Uebel fast nirgendwo häufiger. Dagegen finden sich Leute mit Nervenkrankheiten, und viele Schwächliche, wenn nur die Brust gut ist, sich hier besser als anderstwo.

Nur

Nur von den drey leztern Krankheiten will ich hier einige Gedanken äussern.

Vom Skorbut steht wohl manches geschrieben. Cooks Leute litten wenig davon. Die Ursache war, weil er sorgte, daß sie immer trockene Kleider hatten; weil er sie alle acht Stunden abwechseln ließ, um auf das Verdeck zu kommen, kurz, weil sie nicht immer eingesperrte verdorbene Luft genossen, und wider feuchte Kälte möglichst geschützet waren. Alles übrige was davon gesagt ist, heißt Schwätzerey.

Wir essen zuviel Fleisch, so spricht hier immer einer dem andern nach. Gut, also werdet Soldaten, die essen gar keines, und neigen indessen Winterszeit alle zum Skorbut, just weil sie zu wenig gutes Fleisch, und zu schlechte Luft genießen. Auch verhält sich immer die Zahl der Faulfieber bey jenen die kein Fleisch essen zu den Fleischessenden sicher wie 10 zu 1, vielleicht wie 100 zu 1. Ein gesunder Arzt wollte den Versuch machen, was auf langen Genuß von pur Wasser und Brod erfolgen

würde.

würde. Er lebte ein oder mehrere Monate pur davon, und ward am Ende skorbutisch, wie man in Geßners Entdeckungen liest.

Alle Fleischessende Nationen sind herzhafter, und leben länger, sind stärker, als andere. Man lese Raynal, Dobrizhofer, Büffon, und so viele andere. Würde der gemeine Ruß, der Soldat, nicht durch beständigen Genuß von Zwiefeln, Knoblauch, durch rauhe Lebensart und Erziehung zur Herzhaftigkeit gereizt und befestiget, so würde ihn gewiß der Genuß der bloßen Grütze und des Brodes feig und kraftlos machen.

In Norden ist das Fleischessen ohnehin nöthiger als irgendwo. Leider! ist aber auch da das Fleisch nicht so substanziös als in andern Gegenden, wie es Thierry aus so vielen andern angeführet hat: aber auch die Pflanzengewächse taugen noch weniger als anderstwo. Man rechne noch, daß die meiste Nahrung von Pflanzengewächsen aus Dingen besteht, die im Winter im Keller liegen, dort auswachsen, oder im Treibhause vorkommen, da

der Sommer spät kömmt und geschwind vorüber geht.

Frische gesunde Luft ist also die Hauptsache, lieben Herren! Seyen Sie nicht immer in wohlverwahrten mit doppelten Fenstern und Thüren genau geschlossenen Zimmern; nicht in Wagen, die auf allen Seiten zugemacht sind; in Zimmern, wo die Luft durch Menschen und Speisenmenge äusserst verdorben ist; wo unten, oben und neben Ihnen beständig unmäßige Zahl unnützer Diener und Dienerinnen schnaufet, dünstet, und die Luft vergiftet; nicht in feuchten Wohnungen, oder naßkalter Luft, nur nicht immer in verdorbener Luft, sage ich, und essen Sie ihr Fleisch in Ruhe, so werden sie nicht so leicht was vom Skorbute zu befürchten haben, es seye denn, daß er just epidemisch in einem Lande wüte.

Man wird mir einwerfen, daß manchmal der Skorbut durch Pflanzengewächse kuriret werde, daß er also aus zu sparsamem Genusse derselbigen müsse entstanden seyn. Unvergleichlich räsonnirt! — Hanns hatte ein kaltes Fieber

der, welches, durch Chinarinde kuriret wurde, also kam das Fieber daher, weil er sein Lebenlang nicht immer China gefressen hat. Carl hatte eine Entzündungskrankheit, wobey Salpeter heilsam ward, also hat er gefehlet, daß er nicht schon lange täglich Salpetergetränk anstatt Halbbier getrunken hat. Manche haben den Skorbut in heißen und kalten eingetheilt. Im ersten helfen Pflanzengewächse, Säuren, im andern giebt man hitzigere Dinge als Calmus, Meerrettig, u. s. w.

Ich möchte fast die Gichtmaterie als die allgemeine Ursache der Lungensucht angeben. In Norden kann man eigentlich die Kraft und Allmacht der Gichtmaterie am Besten kennen lernen. Bey den meisten chronischen Krankheiten scheint sie mir die Hauptrolle zu spielen. Sie sezt sich an den Theil welcher der schwächste oder auf andere Art am meisten dazu disponiret ist. Ist der Magen schwach und gewisse Nervennetze Unterleibes dazu disponiret, so versezt sich die Gichtmaterie dahin, und exhibiret hysterische oder Nervenübel; dort macht sie hartnäckige Flüsse, Augenröthe, Hautausschläge, Halsweh, Glieder=

derreissen: auf den Lungen veranlasset sie die Lungensucht. Ich habe Schmerzen im Blasenhalse mit Chiragra alterniren gesehen. Ich habe dahier viele Lungensüchtige gesehen, aber keinen, der nicht vorher, oder bey der Krankheit die deutlichsten Spuren von Gichtmaterie hatte. Auch habe ich die Brustbeschwerniß mit Gichtfieber alterniren gesehen. Ich habe zu Präservirung und Linderung der Lungensuchten hiernach gewisse Maaßregeln nicht ohne einigen Erfolg genommen.

Nun von der venerischen Krankheit. Es ist bekannt, daß Sanchez die Auflösung des Sublimats in Branntwein zuerst in Siberien gelernet, und hernach an van Swieten communiziret hat. Noch sind da Weiber im tiefen Rußlande, welche die venerische Seuche durch russische Dampfbäder und Sublimat in Branntwein kuriren. Ein starker Mann, ein Fremder, hielt sich in Siberien auf, und bekam diese Seuche völlig an den Hals. Eine alte Frau übernahm die Kur. Sie schickte den Kranken in die Badstube, gab ihm eine Menge Schwefel; er glaubt

es seye mehr als ein Pfund gewesen. Hievon mußte er einen Löffel voll nach dem andern nehmen, und immer ein Glas Brannteweín darauf trinken. Nun stellte sie ihm 2 Krüge Quaß zur Seite, zum Trinken, und sperrte ihn auf zwey Stunden ins Dampfbad. Der Mann litte unbeschreiblichen Durst, so daß ihm die Zunge aufschwoll und steif ward: er kam ganz entkräftet aus der Badstube, aber er ward von Stunde an gesund.

Wenn einmal der gemeine Mann in einem Lande sich so auf Kuren schwerer Krankheiten versteht, so ist es sicherer Beweis, daß das Uebel schon lang allda zu Hause war. Uebrigens ist es zuverlässig, daß der gemeine Mann in Siberien als auch sonst in Rußland, und so auch, wie ich höre, in Schweden, mit dieser Krankheit sehr häufig behaftet ist. Einmal glaube ich, alle Gründe für mich zu haben, den Franzosen und Spaniern die Ehre streitig zu machen, daß sie diese Krankheit am ersten in Europa gäng und geb gemacht hätten. Ich werde vielmehr den nordischen Völkern diesen

Vorzug einzuräumen suchen, und ich werde suchen wahrscheinlich zu machen, daß die guten Franzmänner diese ihnen unbekannte Seuche zuerst aus Norden erhielten. Und alsdenn mag man am Ende jene famösen Blattern mit besserem Rechte die Normänner als Franzosen heissen.

Schon mehr als einer ist auf die Vermutung gekommen, daß die venerische Seuche älter als die Entdeckung von Amerika seye. Herr Hensler war neulich sehr nahe auf die Spur gekommen. Das einzige ist noch im Wege, daß man bey älteren Schriftstellern keine Spuren findet. Ich glaube aber, daß hiervon die Ursache darinn liegt, weil man nicht versteht, wie man die Krankheit in älteren Schriften suchen soll, und dann wenn sie auch klar genug da steht, wie im Buche Leviticus, so übersieht man sie aus Vorurtheil. Uebrigens muste diese Krankheit auch seltener seyn, je roher das Volk noch lebte, je weniger es bevölkerte Städte gab. Ein Volk, welches roh und einfach lebt, pflegt selten des Beyschlafes, und die Vermischung ist nicht so mannichfaltig. Alles dieses ver-

mehrt sich bey grossen Gesellschaften, bey empfindsameren Menschen, und müssigeren Wollüstlingen.

Es ist freilich ein Fehler, daß man ehedessen fast alle solche schlimme Krankheiten unter sich confundiret hat, als Ausschläge, Geschwüre, Brand, Krebs, Kriebelkrankheit, Aussatz, ja Pest selber. Alle diese Uebel wurden oft unter sich vermischet, und eines fürs andere genommen, und so dann auch die venerische Seuche mit unter. Wer nun diese Seuche schon bey den Alten suchen will, der lese fleissig was von Ignis sacer (heilig Feuer, Antonsfeuer) und von Cancer geschrieben steht, auch Pestis, Pestis inguinalis und manche andere Krankheit mag mit drunter gehören. Man lese aber in alten Chroniken eben so gut, als in medizinischen Schriften.

Im neunten und zehnten Jahrhunderte war unter Schriftstellern in Frankreich der meiste Lerm vom heiligen Feuer. Es hatten zu jener Zeit die Normänner mehrmal Paris und das

Land überschwemmt, und dieses Uebel in Gang gebracht. Daß die bösen Normänner sehr darauf ausgiengen, Mädchen und Weiber zu schänden, beweisen jene Nonnen in England, welche sich mit Scheermessern das Gesicht verschnitten, um bey den einfallenden Normännern keine Lust zu erwecken, welche aber von diesen wilden Menschen samt dem Kloster abgebrannt wurden.

Beym Ignis Sacer fauleten die Glieder ab, ein langsames Feuer verzehrte die Menschen, sie wurden wieder angesteckt, wenn sie nach Hause kamen, und auswärts kuriret waren. Man findet Spuren von Bubonen, von Ausfluß, u. s. w. Das hiessen die Aerzte und Geschichtsschreiber ignis sacer, andere eine Seuche ohne Namen.

Consequiturque lues sine nomine, corpora perdens,
Visceribus fervens inde fluore fluens.

Lepidanus.

Zu jener Zeit waren die Wunderwirkungen der Heiligen ungefehr das, was heutiges Tages Mesmerianismus oder Schiffhausisches Pflaster ist. Man führte die Kranken zu einem gewissen Heiligen, oder zu einer Heiliginn, und gar mancher wurde gesund, wie geschrieben steht.

„Im Jahre 945 wurden in Paris und der Gegend verschiedene Glieder mit einer Plage des Feuers befallen, so daß sie nach und nach verbrannt abfielen, bis endlich der Tod das Uebel endigte. Doch kam mancher, der zu einem Heiligen wallfahrte, frey davon, auch sind viele in der Mutter-Gottes-Kirche zu Paris geheilet worden, welchen noch Hugo täglichen Unterhalt gab. Da einige von ihnen wieder nach Hause kehreten, keimete das gelöschte Feuer wieder auf, und sie mußten wieder zur Kirche wallfahrten, um geheilt zu werden.“ Frodoard chronicon ad ann. 945.

Man hat ähnliche und noch deutlichere Beschreibungen dieses bösen Feuers oder dieser Seuche in den Chroniken von Rodulph, Mezeray, Ademar, Sigebert, Usperg, Vincentius gallus u. a. m.

Man lese nun unter dem Titel Cancer (Krebs) bey Celsus und anderen, ob man nicht auf venerische Spuren kömmt. Man lese ignis sacer bey alten Aerzten. Wenn Dioscorides sagt von seiner Verbenaca recta mit Honig gekocht, oder mit Essig aufgelegt; „sie hält das „heilge Feuer zurück, und bessert die Fäulniß „und Geschwüre, löset die Schurfen an den Mandeln im Halse ab, und die Blattern im Munde.“ So wäre das ja just ein Kraut, welches sich noch heutiges Tages wider die Normänner brauchen ließ.

Es giebt ja mehr Krankheiten, die von den Alten nur undeutlich berühret waren, und die man nun genauer kennt, oder auch, welche nun sind allgemeiner geworden. Wer ist übrigens Bürge dafür, ob die in bevölkerten Städten,

in Athen, Rom, übliche Knabenliebe, wovon Horaz und selbst der schamhafte Virgil so ohne Bedenken spricht; ob sie nicht, sage ich, just denselben Ursprung hatte, den sie heutiges Tages in einigen Städten haben soll, nämlich die Furcht vor Ansteckung.

Aber gesezt auch, daß die Krankheit ursprünglich aus Amerika seye, so sind ja die Norden von Kamtschatka aus, die nächsten Nachbarn dahin. Und ein für allemal gebühret den Spaniern und Franzosen das Recht nicht, dieses Produkt der Galanterie auf europäischem Boden verbreitet zu haben.

Die Frage wäre nun, wie ist einem Uebel abzuhelfen, welches so allgemein ist, dem Menschengeschlechte so nachtheilig wird, und den Genuß der Wollust so unsicher macht?

Ich dächte hierzu Vorschläge zu machen, wodurch gewiß in einigen Jahren die Krankheit seltener und weniger verwüstend werden sollte. Es gehören hier medizinische und politische Mittel

tel dazu. Oder man lasse Andere Vorschläge machen, die es besser verstehen.

Unterdessen möchte ich einstweilen die Herrn Praktiker ernstlichst bitten, doch nie im Anfange des Trippers, lieber gar nie, ihre Pillen von Therpentin zu gebrauchen. Boerhave hatte sie aus irrigem Wahne eingeführt, weil er glaubte, der Ausfluß wäre Eiter, und rührte aus Geschwürchen. Es ist jämmerlich, wie da so mancher an Entzündung und Verhaltung des Urins leiden muß, und glaubt, daß es Wirkung der Krankheit seye, da es doch pur von seinem Arzte oder Wundarzte kam. Auch sollte die Sublimatauflösung in Branntwein selten, und nie bey schwacher Brust, gegeben werden. Man sollte nicht ohne Noth die Frictionen anfangen, noch länger als nöthig, nämlich nie bis zur Salivation, fortsetzen. Wie oft sah ich Mundgeschwüre und allerley, welches blos Wirkungen vom Quecksilber, nicht von der Krankheit waren! Und wie kommen manche dazu in jedem Tripper Quecksilber zu geben? Auch die Quecksilbersalbe, welche

mit Therpentin bereitet wird, sollte nie angewendet werden. Und so viele andere Dinge sollten bey solchen Krankheiten gethan und nicht gethan werden, wozu nun eben hier der Ort nicht seyn mag.

Heraus=

Herausgegebene Schriften.

An et in quibus Medicus Naturae Minister, Natura medicatrix. Dissert. 4. 1763.

Neuere Nachricht von dem bey Brückenau im Fuldischen gelegenen Gesundbrunnen im Jahre 1767.

Der Arzt für Brunnengäste zu Haus und in dem Bade 1769.

Observationes Medicae. 1775.

Das Neuste von den Mineralwässern bey Brückenau im Fuldischen 1776.

Der philosophische Arzt, 4 Bände, 1776, u. s. w.

Einladung zur Kur für das Jahr 1777.

Einladung zur Kur an den Kurort bey Brückenau für das Jahr 1778.

Vermischte medizinische Schriften, 4 Bände 1779 und 1780.

Neueste Nachricht von den Mineralwässern bey Brückenau mit 1 Kupf. 1780.

Verschiedene kleine medizinische und andere Abhandlungen, wovon Herr Zwirlein einen Band gesammlet und herausgegeben hat 1782.

Biographie des Herrn von Gleichen 1783.

Ueber die Kraft wodurch Wachsthum und Nutrition entsteht 1786.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weikard, Melchior Adam,

Biographie des Doktor M. A. Weikard

Berlin und Stettin 1787

Biogr. 1238 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067848-8
VD18 11711264